WIDENER LIBRARY
HX 4RC9 G

HARVARD UNIVERSITY LIBRARY

Digitized by Google

US 10049.07.15

Harvard College Library

FROM THE

BRIGHT LEGACY.

One half the income from this Legacy, which was received in 1880 under the will of

JONATHAN BROWN BRIGHT

of Waltham, Massachusetts, is to be expended for books for the College Library. The other half of the income is devoted to scholarships in Harvard University for the benefit of descendants of

HENRY BRIGHT, JR.,

who died st Watertown, Massachusetts, in 1686. In the absence of such descendants, other persons are eligible to the scholarships. The will requires that this announcement shall be made in every book added to the Library under its provisions.

Per aspera ad astra!

Schicksale eines ehemaligen Offiziers in Amerika.

Lebenswende.

Verlag von C. A. Schwetschke und Sohn, Berlin W. 35. • 1907. •

Per aspera ad adstra

Schicksale eines ehemaligen Offiziers in Amerika

„Lebenskampf":

Preis: Geheftet 4 Mk., gebunden 5 Mk.

Tägliche Rundschau: Diesen Zeugnissen aus schweren Kampfesfahren wird die Teilnahme unserer Leser auch jetzt noch um so mehr sicher sein, als der Verleger dem Werk eine sehr geschmackvolle Ausstattung hat angedeihen lassen. . . .

Im Morgenlicht.

Kriegs-, Jagd- und Reiseerlebnisse in Deutsch-Ostafrika.

Tagebuchblätter

von

Hans Paasche,

Oberleutnant z. S.

Mit 97 Original-Aufnahmen des Verfassers.

Preis: Geheftet 10 Mk., in eleg. Leinenband 12 Mk.

Deutsche Kolonialzeitung: Der Verfasser schildert die Gefechte des Deutsch-Afrikanischen Aufstandes von 1905, und zwar nur Selbsterlebtes.

Er verfügt über eine Fülle von ungewöhnlichen Erlebnissen und Eindrücken, die er auf seinem Kriegszuge als Kommandierender des gleich im Anfange der Unruhen ins Innere entsandten Matrosen-Detachements gesammelt hat. Das Buch ist eine Aneinanderreihung von aufregenden Szenen, Jagderlebnissen, Betrachtungen über Land und Leute und über allerlei Erlebnisse und Erfahrungen. Es wird wenig Werke geben, die, wie dieses, sowohl den Erwachsenen wie die heranwachsende Jugend zu fesseln imstande ist.

Alt-Berlin anno 1740

von

Ernst Consentius.

Mit 10 Abbildungen und 1 Plan.

Preis: Geheftet 3 Mk., gebunden 4 Mk.

Gestützt auf eine Fülle urkundlichen Materials, das bisher nach von keiner Seite benutzt wurde, gibt der Verfasser ein Bild der wirtschaftlichen Verhältnisse Berlins im Jahre 1740. Die sogenannte „gute alte Zeit" — ein viel gebrauchtes Wort von sehr vager Bedeutung — wird erst lebendig und gegenwärtig, wenn die Bedingungen, unter denen sich das Leben des Alltags abspielte, bekannt werden; und zwar die Bedingungen, die das Leben des Bürgers bestimmten. Der Hof und seine Feste sind mehrfach geschildert worden — die bürgerliche Sphäre blieb unbeachtet. Es lohnt sich deshalb zu fragen, wie sah es in Berlin aus, als Friedrich Wilhelm I. starb, als Friedrich der Große im Jahre 1740 die Erbschaft seines Vaters antrat?

Ein Plan von Berlin aus dem für Berlin und Preußen entscheidenden Jahre 1740 sowie „Prospekte" der Stadt werden dem Leser willkommen sein.

Digitized by Google

Published December 5th 1907. Privilege of Copyright in the United States reserved under the Act approved March 3d 1905, by Schwetschke und Sohn, Berlin, Lützowstrasse 9.

Per aspera ad astra

« Schicksale »
eines ehemaligen Offiziers in Amerika

[illegible]

Lebenswende

Berlin
Verlag von C. A. Schwetschke und Sohn
1907

Digitized by Google

~~1534.7.37~~
US10049.07.15

HARVARD COLLEGE
APR 1 1909
LIBRARY
Bright fund

Harrisburg, Pa., 17. Oktober 98.

Mein geliebtes Vaterchen!

Mein erſter Brief hier aus Harrisburg nach meiner Rückkehr von der wunderſchönen köſtlichen Ferienzeit ſoll Dir nun auch gleich meine Grüße und Glückwünſche zum Geburtstage bringen. Beſte Geſundheit, beſten Spiritus, beſtes Korn, das ſind meine drei Wünſche für Dich!

Ich hatte hier gleich viel Arbeit und Unruhe ſowohl mit dem Umzug in die neue Wohnung, als auch mit anderen Angelegenheiten, wovon ich gleich näheres berichten werde, leider am wenigſten mit Schülern und Stunden! Der „fad", von dem Vetter Max damals ſprach, ſcheint in Harrisburg vorbei zu ſein, denn wenn auch meine alten Schüler geſagt hatten, ſie wollten alle wieder Stunden nehmen, ſo ſind bis jetzt doch nur 4 gekommen, und wer weiß, ob die anderen ſich noch einſtellen.

Inzwiſchen muß ich mich aber doch nach etwas anderem umſehen, denn auf die Dauer wird mir meine hieſige Tätigkeit nicht mehr den Lebensunterhalt gewähren. Ich hatte anfänglich daran gedacht, mich um eine Profeſſur an einer

der amerikaniſchen Univerſitäten zu bewerben, da ich ja doch nun gründliche Übung im Lehrfach habe, aber nach den eingezogenen Erkundigungen ſind die Gehälter derartig gering, daß ich dieſen Plan aufgegeben habe. Außerdem neigt man an hieſigen Staats- und größeren Privatuniverſitäten jetzt immer mehr dazu, auch als Sprachlehrer nur hier Geborene, die ſelbſt hieſige Univerſitäten abſolviert haben, anzuſtellen, was ich für ganz falſch halte, denn eine fremde Sprache wird immer der am beſten lehren, der ſie und die Landesſprache vollkommen beherrſcht.

Da nach dem Kriege und den daraus gewonnenen Erfahrungen die Armee vollſtändig reorganiſiert, Armeeverwaltung und Kriegsminiſterium gründlich verbeſſert und umgeſtaltet werden ſollen, die Armee auch um 55000 Mann vermehrt wird, ſo brauchen ſie überall Offiziere, und ich habe die Abſicht, mich um ein Leutnantspatent, wenn möglich mit Anſtellung im Kriegsminiſterium zu bewerben. Der Oberleutnant bekommt 1620 Dollars und freie Wohnung, alſo recht angenehme Stellung. Der Präſident iſt augenblicklich noch in Chicago; ſowie er nach Waſhington zurückgekehrt iſt, werde ich mit verſchiedenen Empfehlungsbriefen hieſiger einflußreicher Perſönlichkeiten (darunter der Gouverneur von Pa.), welche den Präſidenten und den Kriegsminiſter perſönlich kennen, nach Waſhington gehen und darum bitten, mich beiden vorſtellen zu dürfen.

Unter dieſen Briefen befindet ſich auch einer von Mr. Mc. Tamley an den Präſidenten Mc. Kinley, in deſſen Kompagnie er während des Bürgerkrieges gefochten hat.

Als ich mit meinen Entſchlüſſen ins klare gekommen

war, daß dieſer Schritt doch vielleicht guten Erfolg für mich haben könnte, verſchaffte ich mir zuerſt das Empfehlungsſchreiben vom Gouverneur, wozu mir ſein Privatſekretär, der ein guter Bekannter von mir iſt, verhalf. Dann ging ich hiermit zu dem guten Mc. Tamley, der ſich meinen „amerikaniſchen Vater" nennt, um ihn auch noch um ſeinen Rat zu fragen. Er verſprach mir ſofort den Empfehlungsbrief zu ſchreiben und riet mir, perſönlich nach Waſhington zu gehen und nicht eine ſchriftliche Eingabe zu machen, wie es meine Abſicht war.

Nächſte Woche, denke ich, wird der Präſident zurück ſein, und dann werde ich gleich meinen Entſchluß ausführen; Ihr ſollt auch ſofort erfahren, was ich erreicht habe.

Buſineß iſt flau! aber, wie geſagt, man muß hoffen, daß ſich die alten Schüler noch wieder einſtellen.

Nun Schluß für heut und tauſend Grüße an alle Lieben!

Dein treuer Sohn.

Harrisburg, 15. November 98.

Liebſte Eltern!

Nun will ich Euch heute alſo von meiner Reiſe nach Waſhington erzählen. Leider konnte ich beim Präſidenten Mc. Kinley nicht vorgeſtellt werden, da an dem Tage Kabinettsſitzung war, und er am anderen Morgen nach Philadelphia zum Friedensjubiläum fuhr. Nun riet man mir im Weißen Hauſe, ich ſollte mich mit meinen ſämtlichen Empfehlungen an den Kriegsminiſter wenden, was ich denn auch tat. Anderen Tags, nachmittags 4 Uhr, ließ ich mich bei ihm melden und wurde auch, nachdem ich meine Briefe hineingeſchickt hatte, gleich angenommen. Er ſagte, meine Empfehlungen gefielen ihm allerdings ſehr, aber augenblicklich wäre keine Leutnantsſtelle in der regulären Armee frei. Sowie eine Vakanz einträte, würde er mich, wenn irgend möglich, berückſichtigen. Dasſelbe ſchrieb er mir dann auch noch nach Harrisburg.

Es iſt ja alſo nur eine ſehr vage Hoffnung, wenn es überhaupt eine iſt, und doch habe ich in dieſer Sache nun wenigſtens alles getan, was ich konnte, das übrige muß ſich finden. Man ſollte meinen, wenn die Armee um 55000 Mann vermehrt werden ſoll, was im Dezember im Kongreß zur Vorlage kommt, ſo brauchen ſie auch Offiziere — und meine Chancen ſteigen! Anderſeits ſoll es für Ausländer

ſo ſehr ſchwer ſein, Offizierſtellen in der Armee zu bekommen, alſo ſchraube ich auch meine Hoffnungen nicht zu hoch.

Mir fällt hierbei noch das hübſche Geſpräch ein, das bei Ausbruch des Bürgerkrieges ein deutſcher Ariſtokrat mit dem Präſidenten Lincoln hatte. Dieſer deutſche Prinz bewarb ſich nämlich auch um eine Offiziersſtelle in der amerikaniſchen Armee, und betonte hierbei, daß er nicht nur viele Jahre Offizier geweſen, ſondern auch — Prinz ſei. Lincoln antwortete ihm darauf: „Wenn Ihre Empfehlungen gut und Sie ein tüchtiger Offizier ſind, ſo ſoll Ihnen der Prinz nicht hinderlich ſein!“

Das war bei Ausbruch des Bürgerkrieges. Meine Bewerbung kommt jetzt nach dem ſpaniſchen Kriege, alſo wer weiß, ob mir nicht doch vielleicht der Adel und der Ausländer hinderlich ſein werden, trotz aller Empfehlungen.

Ich traf übrigens heute Nachmittag Dr. Culp auf der Straße; er erzählte mir, daß er einen Brief von Dir, liebes Vaterchen, bekommen hätte; aber erſtens haſt Du mit deutſchen Buchſtaben geſchrieben, und dann ſo furchtbar ſchlecht, wie er ſagte, daß er den Brief nicht leſen kann. Ich ſoll heute Abend zu ihm nach Steelton kommen und Dolmetſcher ſpielen.

Ich habe an Deinem Geburtstag ſo viel Eurer gedacht; wie ſchön war es doch, daß all die lieben Geſchwiſter dort ſein konnten — nur ich mußte fehlen. Und für Fritz iſt es ſo beſonders ſchön und wohltuend, daß er ſich mal eine Weile bei Euch in der lieben Heimat erholen und pflegen kann, fern von dem ſchrecklichen Klima. Nun ſoll er doch nur nicht wieder nach Afrika zurückgehen, es wird ſich ſchon

anderswo etwas für ihn finden. Am liebſten wäre es mir, er käme zu mir hierher nach Harrisburg. Er könnte bei mir wohnen und wir würden zuſammen nach einer Stellung für ihn ſuchen. Ich würde mich wirklich ſehr freuen, ihn hier zu haben; wir haben ſchon im Korps gut zuſammengehalten, und würden auch hier treu beieinander ſtehen. Ich hieß ja im Kadettenkorps „der alte Igel", und Fritz und Vetter Albert waren meine Jungen. Ich beſchützte die beiden ſelbſtverſtändlich nach beſten Kräften gegen bekannte Püffe und Übergriffe älterer Kadetten, die den Schnappſack nicht für voll anſehen, und ihn erſt durch ihre Erziehungsmaßregeln zu einem rechten Kadetten machen wollen. Es gab natürlich auch zu unſerer Zeit ſo manchen, der ſich durch beſondere Roheit auszeichnete, woraus man aber übrigens dem Kadettenkorps keinen Vorwurf machen kann.

Mir trug dies Beſchützeramt manche Hänſelei ein. Die Igelfamilie war im ganzen Korps bekannt, und auf mich, den Igelvater, hatte mal einer ein Spottgedicht gemacht, in welchem der Reim vorkam:

„Rührt einer mal ſein Junges an,
Dann hat er gleich 'ne Sünd getan!"

Alſo werden wir beiden Igel auch hier, wie in unſeren Kinderjahren, gut zuſammenhalten. Wo mag wohl der dritte Igel — das zweite Junge — ſtecken?

Inzwiſchen hatte ich Eure lieben Briefe und danke von Herzen dafür. Das ſind ja aber traurige Nachrichten, die Kartoffelernte durch Froſt vernichtet, die Spirituspreiſe geſunken und Waſſermangel auf dem Hof! Wie dammlig muß

doch der Brunnenbauer im Sommer den Brunnen repariert haben, daß er nun ſchon wieder in Unordnung iſt. Hoffentlich iſt bald alles wieder beſſer, wenn ja auch freilich die Kartoffeln wohl nicht mehr zu retten ſind, und Ihr für die Brennerei welche kaufen müßt.

Hier wird nun auch der Friede bald ganz ins Land gezogen ſein, wenn die Kommiſſion in Paris ihr Werk beendet hat, die Friedensjubiläen haben ſie ja ſchon allenthalben gefeiert. Dabei iſt es aber gar nicht unmöglich, daß es noch einmal losgeht, wenn Spanien ſich weigern ſollte, die Philippinen abzutreten. Spanien allein iſt ja allerdings jetzt vollkommen unfähig, den Krieg weiter zu führen, es liegt wohl für Jahrzehnte gebrochen am Boden und eine andere europäiſche Macht wird kaum zu ſeinen Gunſten intervenieren, ſo ungerechtfertigt Amerikas Anſprüche auch ſein mögen. Sehr viele Amerikaner ſind derſelben Anſicht, wie ſie in Europa vorherrſcht: daß Amerika kein Recht hat, das Abtreten der Philippinen zu verlangen. Aber Macht geht vor Recht. Jetzt wird die ſo lange der Welt gegenüber zur Schau getragene Humanitätsmaske: „Befreiung Kubas“ fortgeworfen und mit gierigen Augen verlangt man nach den Philippinen.

Es herrſcht doch immer noch große Aufregung über die unglaublichen Zuſtände in der Armeeverwaltung. Die Freiwilligenarmee, ſowie die ſogenannte Nationalgarde waren ein abſoluter Fehlſchlag. Eine Reorganiſation ſoll und muß ſtattfinden, aber wie? Die Freiwilligen ſind zum Teil ausgemuſtert, und diejenigen, die noch gehalten werden — an Zahl ganz ſtattlich —, werden ſelbſt jetzt nach den trüben

Erfahrungen nicht ordentlich ausgebildet, weil eben niemand eine Ahnung von Felddienſt, Vorpoſtendienſt, Marſchdienſt ſowie der Ausbildung im Exerzieren, Schießen und Turnen hat, an theoretiſchen Unterricht natürlich gar nicht zu denken.

In dieſem Kriege hätten z. B. ein bis zwei deutſche Armeekorps ſchon genügt, um die ganze amerikaniſche Armee nebſt Freiwilligen überall in die Flucht zu ſchlagen!

Die Soldaten liegen hier zu 30000 Mann und mehr in Biwaks und haben jeden Tag — ſage und ſchreibe — eine Stunde ſogenanntes Exerzieren, d. h. ſie machen die unglaublichſten Kompagnie- und Bataillonsbewegungen nach falſchen Kommandos!

Ich bin nämlich neulich mal ins Lager hinausgefahren, um mir das Leben und Treiben dort etwas näher anzuſehen. Es war ein ganz hübſches buntes Bild; die Soldaten hatten ſich in ihren Zelten gemütlich eingerichtet, rauchten, ſangen, kochten ab, — ungefähr wie bei uns. Aber als dann nachher das Exerzieren losging, da kam der Spaß! Zuerſt gab's eine ſogenannte dress-parade; das Bataillon trat in Kompagnien in Linie nebeneinander an, dann kam ein Kommando, das wohl „Stillgeſtanden" heißen ſollte, ich glaube, es heißt „attention" und welches die biederen boys in blue auffordern ſollte, ſtillzuſtehen. Nach ihrem Begriff taten ſie das auch vielleicht, nach dem meinen aber nicht. Der eine rückte an ſeinem Käppi, ein anderer machte ſich in aller Gemütsruhe noch ein paar Knöpfe zu, da drehten ſie ſich zu einander um und ſchwatzten, wieder andere kratzten ſich hier und dort, — kurzum, es war ein Bild.

wie man es bei einer Truppe, die auf dieſen Namen Anſpruch macht, nicht für möglich halten ſollte. Die Hauptſache bei dieſer dress-parade iſt die Muſik. Von dem Kommando „attention“ an bis nach Abreiten der Front durch den Bataillonskommandeur und ſeinen Adjutanten ſpielt nämlich die am rechten Flügel aufgeſtellte Muſik. Den Namen „dress-parade“ hat dies militäriſche Schauſpiel wohl nur aus dem Grunde, weil die meiſten dieſer ſogenannten Soldaten nach dem Kommando „Stillgeſtanden“ noch bemüht ſind, ihren Anzug in Ordnung zu bringen; nachgeſehen wird er bei dieſem Lumpenappell aber nicht.

Es wurden hierauf die Kompagnien auseinandergezogen, und das wunderbare Exerzieren begann. Was hierbei zutage gefördert wurde, habe ich ſchon anzudeuten verſucht, es läßt ſich aber in ſeiner ganzen Lächerlichkeit gar nicht beſchreiben. Nach den Exerzierbewegungen ſind die Leute frei, bis abends bei Sonnenuntergang wieder „dress-parade“ erfolgt. Dabei iſt hier das ſchönſte Gelände für Felddienſt und Vorpoſtendienſt, ſowie ausnahmsweiſe gute Wege im Staate Pennſylvania, um lange Märſche ausführen zu können. So iſt's bei der Freiwilligenarmee; wie es bei der regulären iſt, weiß ich nicht aus eigener Anſchauung, habe jedoch von anderen, die Beſcheid wiſſen, ſo z. B. vom „langen Heinrich“ gehört, daß auch bei der aktiven Armee der ganze Dienſt im Exerzieren in kleinſten Verbänden beſteht. Dieſer Dienſt wird noch dazu meiſt nur von Unteroffizieren geleitet. Die Herren Offiziere ſitzen wahrſcheinlich in Zivil in der Meſſe, denn außer Dienſt trägt der amerikaniſche Offizier überhaupt nur Zivil. Den

Rekrutierungsoffizier in Milwaukee, einen aktiven Hauptmann, ſah ich nur in Zivil mit dem Militärpaletot oder in Uniform mit dem Zivilpaletot gehen, natürlich ohne Degen.

Nun aber genug von dieſen ſchönen militäriſchen Bildern, die Dir, mein liebes Vaterchen, auch gewiß ein Lächeln entlockt haben werden.

Schluß für heut und Grüße an alle.

Euer treuer Sohn.

Harrisburg, 7. Dezember 98.

Heut ſchreibe ich meinen Weihnachtsbrief bei Freund Culp in Steelton; er hatte mich gebeten, zu ihm zu kommen und in dem Presbyterian Hymnal, das er den Schweſtern ſchickt, einige von den ſchönſten Hymnen anzuſtreichen. Ich habe es getan und Ihr werdet ſelbſt ſehen, Gretelein und Anni, wie wunderſchön ſie ſind, beſonders meine drei Lieblingslieder, ſo entzückend in Text und Melodie. Übt ſie Euch doch ein, und wenn ich dann einmal wieder in der alten Heimat bin, dann ſingen wir ſie zuſammen. Ja, und nun rückt das Weihnachtsfeſt wieder ganz nahe heran, und ich durfte doch nicht ſo lange bleiben, um es mit Euch zu feiern, und nur in Gedanken werde ich bei Euch im Saal unter dem Weihnachtsbaum ſtehen; wie ſchön, daß der gute alte Fritz nach ſo vielen Jahren unter dem heimatlichen deutſchen Weihnachtsbaum mit allen vereint ſein wird, es wird ihm ganz ſeltſam vorkommen! Wo ich das Feſt verleben werde, weiß ich noch nicht, wahrſcheinlich aber bei den Verwandten in Baltimore.

Ob meine Bewerbung in Waſhington noch zu einem guten Reſultat kommen wird, iſt ja ſehr die Frage, aber ich wollte doch wenigſtens alles tun, um mir eine möglichſt ge-

ſicherte Stellung zu verſchaffen, denn dieſe als Privatlehrer hier in Harrisburg iſt doch zu unſicher. Und ich ging ja auch nicht auf blauen Dunſt nach Waſhington, ſondern mit den beſten Empfehlungen, die man nur haben kann. Ich habe immer die Idee, daß mir dieſe doch auch vielleicht anderweitig von Nutzen ſein können, wenn ich auch nicht in die Armee komme. Auch für Fritz werde ich mich hier weiter umſehen; es wäre wirklich das beſte, er gäbe die Idee mit Afrika ganz auf, käme hierher zu mir und lebte hier doch in geſunden, ziviliſierten und anſtändigen Verhältniſſen. Ebenſo wünſchte ich mir ja eigentlich immer, daß Annchen herkäme und mit mir zuſammen, alſo dann mit uns beiden Brüdern, eine behagliche Häuslichkeit führte, das könnte ich mir ſo wunderſchön denken! Statt deſſen geht ſie nun nach Weihnachten nach Berlin und wird „Nonne", wie Vaterchen ſchreibt. Na aber, wenn ſie Paſſion zur Krankenpflege hat, dann wird es ihr ſchon im Krankenhauſe gefallen und ihre Tätigkeit wird ſie befriedigen.

Culp will auch noch ſeine Weihnachtsgrüße an alle Lieben daheim hinzufügen; es hat ihm doch zu gut bei uns — reſp. bei Euch — gefallen, und wir beide können gar nicht aufhören, vom ſchönen deutſchen Landleben und Euch Lieben allen zu reden.

Meine lieben Freunde!

As Christmas-time approaches, my thoughts travel to Deutschland and to you my good friends. I received the father's letter written „auf lateiniſch" some days ago.

I must really compliment him on his improved handwriting. Er ſchreibt echtes Deutſch, ſeine Sätze ſind kurz, aber ſie enthalten viel. I was extremely pleased to hear through D., that he was again elected to the „Abgeordnetenhaus". Thongh I know, that personally he dislikes Berlin.

I should like nothing better than to have the pleasure of spending Christmas with you all. When you drink your Punsch Christmas evening, take an extra glass for me. D. came down to see me tonight and we have spent some time in marking some of the finest hymns. Miss Margaret and Anita have no donbt thought that I have forgotten my promise to send the book, bnt want of time has prevented my redeeming the promise sooner.

D. is well and in good spirits, he is gradually getting more scholars and will I hope, in short time be quite busy again. Jetzt will ich Schluß machen. Ich wünſche allen meinen lieben Freunden ein fröhliches Weihnachten. Unterhalten Sie ſich gut und vergeſſen Sie nicht den Punſch und Ihren Freund, der auch wünſcht, daß er bei Ihnen ſein könnte. Mit vielen herzlichen Grüßen an alle

verbleibe ich

Ihr
John. F. Culp.

Culpchens Weihnachtsgrüße, halb in Engliſch, halb in Deutſch, werden Euch wohl auch Freude machen.

Zum Feſt wird nun auch Bruder Anton mit ſeiner kleinen Frau bei Euch ſein, die beiden Glücklichen! Ja, wer es auch ſo gut hätte, ein molliges eigenes Heim zu haben; wenn ich nur auch erſt ſo weit wäre!

Fröhliche Weihnachten wünſcht

Euer treuer Sohn.

Baltimore, den 29. Dezember 98.

Geliebte Mutter!

Deinen lieben Weihnachtsbrief bekam ich hierher nachgesandt, und danke Dir vielmals dafür, er brachte mir so die echte heimatliche Weihnachtsfreude ins Herz. Man kann sich in solchen Tagen der ganz besonderen Heimatssehnsucht gar nicht erwehren; — und will es ja auch nicht. Zum siebentenmal habe ich nun das Weihnachtsfest in der Fremde verlebt, und hoffentlich geht ja auch in nicht gar zu langer Zeit mein Wunsch in Erfüllung, daß wir es wieder alle zusammen feiern können. Sicherlich wart Ihr recht fröhlich zusammen in den Feiertagen, aber auch ich habe behagliche Tage bei den Verwandten hier verlebt. Weißt Du, Muttchen, es ist geradezu rührend, wie die lieben Menschen bestrebt sind, einem die Heimat im Ausland zu ersetzen, — Art läßt nicht von Art, oder, wie der Amerikaner sagt: „blood is thicker than water". Und dabei lastete doch schwere Sorge auf ihnen, und wir konnten Weihnachten nicht so froh und ungetrübt verleben wie im vorigen Jahre. Ein paar Tage vor dem Fest erkrankte der arme Vetter Max sehr schwer an Lungenentzündung und einem heftigen Gichtanfall. Dazu kam am dritten Tage eine schwere Augenentzündung hinzu, die ihn mit der Gefahr der völligen Erblindung bedrohte. Da könnt Ihr Euch wohl denken, in

welch schrecklicher Angst und Aufregung wir waren. Erhard und ich brachten Max ins Krankenhaus, und das war wirklich ein trostloser Anblick, wie der große, kräftige Mann, hilflos in seiner Schwäche, — unfähig zu gehen oder zu sehen — von uns die Treppe hinunter in den Krankenwagen gebracht wurde. Die ganzen Tage schwebten wir in Furcht und Sorge um ihn, bis denn heut der Doktor erklärte, er sei außer Gefahr und auch das Augenleiden völlig gehoben. Nun herrscht große Freude und wir wollen ihn in den nächsten Tagen aus dem Hospital hierher ins Haus überführen, um ihn ganz gesund zu pflegen.

Am heiligen Abend hatten wir natürlich doch einen Weihnachtsbaum, schon der Kinder wegen, und dann war noch ein Graf F. unser Gast, den Max sich aus Washington hatte zu seiner Vertretung in der Schule kommen lassen. Auch früherer Offizier, ein ganz guter netter Mensch, aber ein fürchterlicher Schwabbelhans, der einem auf die Nerven fällt. F's Vater war, so viel ich weiß, General, ich glaube sogar Generaladjutant vom alten Kaiser. Dieser hohen Stellung verdankte es der Sohn, daß er vor Jahren schon von Amerika zurückberufen und zur Probedienstleistung auf ein Jahr bei einem Regiment kommandiert wurde, um dann wieder angestellt zu werden. Er hielt aber selbst dies eine Jahr nicht durch, muß wohl wieder Dummheiten gemacht haben, wurde entlassen und ging zum zweitenmal nach Amerika. Wielange er jetzt wieder hier ist, weiß ich nicht, aber das Schicksal muß ihn hart angefaßt haben, denn er ist ein durch und durch kranker Mann und hat wohl kaum ein langes Leben vor sich.

Dann war noch ein Fräulein von Harder aus Newyork zum Beſuch hier, auch die Tochter eines ehemaligen deutſchen Offiziers, aber hier geboren. Erhard iſt von ſeiner Newyorker Zeit her mit dem alten Harder ſehr befreundet. Dieſe Kläre iſt ein guter, lieber Kamerad, immer vergnügt und luſtig und trägt viel zur Anregung bei. Da haben wir denn die Abende in echt deutſcher Behaglichkeit und Gemütlichkeit verbracht, Karten geſpielt, Bier getrunken, geraucht und geſchwatzt. Den Kindern zu Liebe haben wir auch mal Lotto mit ihnen geſpielt und Kartenorakel. Bei letzterem förderten dieſe enfants terribles denn ganz unglaublich intime Fragen ans Tageslicht, wie ſie eben nur die Kinderſtube zeitigt!

Zu heut Abend ſind wir alleſamt zu einer befreundeten Familie eingeladen, die ich vorige Weihnachten hier ſchon kennen lernte, da wird es gewiß ſehr nett werden. Max hat übrigens jetzt auch flaue Zeit in der Schule, und wir beide hoffen, daß die Sache nach Neujahr beſſer werden wird. Der Krieg hat auch auf dieſe Art Geſchäfte lähmend gewirkt; alles Intereſſe, alle Tätigkeit und Opferwilligkeit konzentrierte ſich auf die Pflege und Hilfeleiſtung für kranke Soldaten, alles andere trat in den Hintergrund. Ich habe bisher nicht Not zu leiden brauchen, und werde es auch nicht, bin ſogar überzeugt, daß dieſe nächſten Monate gut ſein werden. Und wenn ſchließlich auch nur 5 Monate im Jahre gut ſind — aber ſehr gut! — dann bringt man den Verluſt der andern wieder ein.

Und nun Euch Lieben allen daheim die beſten Grüße und Wünſche zum neuen Jahre von

Eurem treuen Sohn.

Harrisburg, 25. Februar 99.

Geliebte Eltern!

In diesen Tagen war ich wieder einmal in persönlichen Angelegenheiten in Washington. Du erinnerst Dich noch, lieber Vater, daß ich Dir im September 97, als Dr. Palmer nach Hamburg ging, von meinen damals fehlgeschlagenen Hoffnungen schrieb, als Vizekonsul in Hamburg angestellt zu werden. Diese Frage war jetzt für mich wieder akut geworden. Noch bei meinem Besuch im vorigen Jahre bei Palmers in Hamburg sagte mir der Konsul, ich sollte mit ihm in Verbindung bleiben; es wäre möglich, daß er in der Personalbesetzung im Konsulat in nächster Zeit Veränderungen treffen müßte. Leider bin ich nicht in Verbindung mit ihm geblieben. Es ist bei meiner Tätigkeit zu schwierig, auch noch eine große Korrespondenz aufrecht zu erhalten. So wußte ich nun zwar nicht, wie er sich zu dem Schritt, den ich getan habe, verhalten und ob er ihn gutheißen würde, es war aber keine Zeit zu verlieren, und so mußte ich handeln, ohne ihn vorher benachrichtigt zu haben.

Durch Zufall erfuhr ich nämlich vor einiger Zeit, daß der Vizekonsul, welcher Dr. Palmer damals aufgedrungen wurde, aus irgendwelchen Gründen entlassen war. Dies soll bereits vor einigen Wochen geschehen sein, und ich wunderte mich, daß ich von Palmer kein Wort darüber hörte. Er

hatte mir doch gewiſſermaßen das Verſprechen gegeben, zum mindeſten mir die größten Hoffnungen gemacht, mich bei einer eintretenden Vakanz zu berückſichtigen. In Anbetracht aller dieſer Umſtände begab ich mich alſo vor einigen Tagen nach Waſhington und bewarb mich perſönlich um die Stelle als Vizekonſul in Hamburg. An Dr. Palmer hatte ich übrigens, gleich nachdem ich von der Veränderung im Hamburger Konſulat erfahren hatte, geſchrieben und ihn gefragt, ob er jetzt noch geſonnen ſei, mich nach Hamburg zu rufen.

Die Vorſtellung beim Präſidenten geſchah durch unſern Kongreßabgeordneten, Mr. Olmſtead. Dieſen ſuchte ich gleich nach meiner Ankunft in Waſhington auf, und wir gingen vormittags 11 Uhr nach dem Weißen Hauſe.

Auf Olmſteads Anmeldung wurden wir auch ſofort vorgelaſſen, und es war mir ſehr intereſſant, nun Mc. Kinley gegenüberzuſtehen.

Bei unſerm Eintritt erhob ſich der Präſident, der am Schreibtiſch ſaß, mit vornehmer Ruhe und kam auf uns zu. Olmſtead ſtellte mich vor: „Mr. President, permit me to introduce Mr. v. W.; he wishes to apply for the position of Vice-Consul at Hamburg.“ Ein herzlicher Händedruck Mc. Kinleys war zunächſt die Antwort, wobei er mich mit ſeinen klugen, von buſchigen Brauen überſchatteten Augen durchdringend anſah. Ich ſtaunte über dieſe wirklich auffallende Napoleonserſcheinung! Figur, Geſichtszüge, Ausdruck, Haltung — alles wie man es auf Napoleonsbildern ſieht, und ſogar die knappe und klare Ausdrucksweiſe könnte man ſich gut zu dem großen Korſen paſſend denken.

Nach der Begrüßung fragte er: „Did you see the Secretary of the State about the matter?“ Mr. Olmstead antwortete: „Not yet, Mr. President.“

„Well, then, gentlemen, do so!“

Damit war unsere Unterredung beendigt, und wir begaben uns direkt, wie Mc. Kinley geraten, zum Secretary of the State, Mr. John W. Hay. Auch hier wurden wir sofort vorgelassen.

Nachdem ich mein Anliegen vorgebracht, erklärte Mr. Hay, er habe allerdings vom Konsul in Hamburg die Nachricht bekommen, daß er seinen Vizekonsul entlassen, es sei jedoch bezüglich des Nachfolgers noch keine Entscheidung getroffen. Er würde von meiner Bewerbung Notiz nehmen und sich dieserhalb mit Mr. Palmer in Verbindung setzen. Damit war alles getan, was ich in dieser Sache tun konnte, und wie sich nachher herausstellte, doch alles vergeblich gewesen. Wenige Tage nach meiner Rückkehr aus Washington erhielt ich nämlich von Dr. Palmer folgenden Brief:

„I am in receipt of your favor of the 28th. ulto. You know that for a long time I considered you as a possibility in connection with this office, but the circumstances connected with your not being a naturalized citizen and other peculiarities as to the selection of Mr. L. by my predecessor, I could not find my way clear to do as I wished. In connection with Mr. L. leaving this consulate I have found that the force already in the office available and who have proved themselves both honest and efficient, I made up my mind that it would

not be fair for me to bring anyone into the consulate to supplant them, so that I have made all my arrangements for the office force, if it is approved by the Department.

You know, my dear v. W., that I would do anything possible to advance your interests and I am sure you will say I have always been a true friend.

My wife and Fanny, Miss G. and the Doctor, all unite in kind regards. When you come this way again I hope that you will make arrangements to remain longer with us, that we may enjoy your society.

With kindest regards, believe me,

Yours faithfully

H. P.“

Hierdurch wäre alſo dieſe Hoffnung endgültig geſcheitert, und dieſe Angelegenheit ein für allemal erledigt. Dr. P. hat ja wahrſcheinlich triftige Gründe für ſeine Entſchließungen gehabt, und ich kann es auch verſtehen, daß er den ſeit lange erprobten Beamten im Konſulat nicht einen Fremden aus Amerika vor die Naſe ſetzen wollte, ſondern daß er eben einen ſeiner Sekretäre, der ſich, wie er ſchreibt, fähig und treu erwieſen, zum Vizekonſul gemacht hat.

Eine große Enttäuſchung bleibt dieſe Sache immerhin für mich. Dazu kommt noch, daß ich durch meine eigenmächtige Vorſtellung beim Präſidenten und Bewerbung um die Stelle als Vizekonſul, Dr. Palmer gegen mich aufgebracht und wahrſcheinlich als Freund verloren habe. Und ein treuer

Freund ist er mir gewesen, das muß wahr sein, aber — es irrt der Mensch so lang er strebt! ich hätte vielleicht anders handeln sollen. Die ganze Angelegenheit geht mir sehr im Kopf herum, darum will ich für heut schließen und grüße Euch alle von Herzen.

Euer treuer Sohn.

Harrisburg, 4. April 99.

Liebſtes Muttchen!

Dies ſoll mein Geburtstagsbrief werden, und hoffentlich kommt er auch zurzeit, obwohl nur noch 7 Tage bis zum 11. ſind, aber unſere neueſten Rieſendampfer fahren ja jetzt in wenig mehr als 5 Tagen übern großen Teich. Zu Gretels Geburtstag habe ich in dieſem Jahr nicht rechtzeitig geſchrieben, und daher will ich ihr heut nachträglich nur kurz meine herzlichſten Glückwünſche ausſprechen. Möchte Euch beiden, mein liebes Muttchen, das neue Lebensjahr viel Gutes bringen!

Meine Ausſichten hier haben ſich in keiner Weiſe gebeſſert. Durch die paar Schüler, die ich habe, ſowie durch den Unterricht an den beiden Schulen nehme ich gerade ſo viel ein, daß ich mich über Waſſer halten kann, aber ſchon im Mai hören meiſtens die Privatſtunden auf, da die reichen Leute fortgehen; im Juli fangen die Ferien an — und was dann?

Einen Notgroſchen für die flauen Sommermonate habe ich in dieſem Jahr nicht zurücklegen können. Max klagt übrigens ebenſo über ſchlechte Geſchäfte in der Baltimorer Schule, und in Waſhington die Berlitz School hat gerade nur ſo viel Schüler, daß durch die Einnahmen die notwendigſten Unterhaltungskoſten gedeckt werden. Baron v. M.,

der dort Direktor ist, hat ja weniger unter diesen Verhältnissen zu leiden, weil er von Berlitz angestellt ist und sein festes Gehalt bekommt. Max dagegen betreibt die Schule auf seine eigenen Kosten und sieht dem schülerlosen Sommer mit einiger Sorge entgegen.

Trotz der schlechten Zeiten hatten wir, die beiden Vettern, Herr v. M. und ich, uns neulich mal einen Tag in Philadelphia verabredet, und verlebten dort einen reizend gemütlichen Nachmittag und Abend. Erhard war in Geschäften aus Baltimore herübergekommen, wir anderen drei wollten aber nur mal ausspannen. Nach einer Fahrt durch die Stadt und die wunderschöne Umgebung Philadelphias waren wir abends im Ratskeller zusammen, wo wir vergnügt bis zur frühen Morgenstunde — the small hours nennt man das hier — kneipten. Wir konnten da auch wieder bestätigen, daß der Ratskeller seinem Ruf, eine vorzügliche deutsche Küche zu führen, alle Ehre machte. Max und Herr v. M. fuhren mit dem letzten Zuge nach Baltimore resp. Washington zurück, Erhard und ich blieben die Nacht in Philadelphia. Ich hatte nämlich zum nächsten Tage noch eine Einladung zu einem Freunde angenommen, James Royer, mit dem ich seit meiner Rückkehr von Deutschland im vorigen Jahre einige Monate hier in Harrisburg zusammen gewohnt habe. Da ich diese Wohnung nur als eine provisorische betrachtete, so hatte ich mich einverstanden erklärt, mit Royer zusammen ein großes Zimmer zu mieten. Es war ein richtiger Tanzsaal, auch als Fechtboden oder Turnhalle konnte man ihn benutzen, was mein Schlafkumpan und ich auch manchmal getan haben. Der niedrige Wasch-

tiſch ſtand mitten in unſerem Reitſtall und wurde, wenn wir abends in guter Laune nach Hauſe kamen, oft als Bock benutzt, über den wir mit und ohne Anlauf hinüberſprangen.

Bald wurde uns das Springen allein aber langweilig, Reck oder Rundlauf hatten wir leider in unſerer Halle nicht, und ſo fingen wir an zu fechten. Hierzu benutzte ich meinen alten guten Degen, während Royer ſich in irgend einem junk-shop ein verroſtetes Rappier erſtand, das jedenfalls mal auf einer deutſchen Studentenbude beſſere Tage geſehen hatte. Als Geſichtsmasken wickelten wir uns jeder zwei Handtücher um den Kopf, dann ging das Fechten los, wobei wir oft ſolchen Radau machten, daß unſere Wirtin, die alte Mrs. Woodward, die drei Treppen zu uns heraufſtieg, erſt eine Weile amüſiert in der Tür ſtehen blieb, und uns dann erſuchte, unſere Fechtkünſte doch etwas leiſer und von weniger Indianergeheul begleitet, auszuüben, da der unter uns wohnende Gelehrte ſich darüber beſchwert hätte. Die Sache an und für ſich war der liebenswürdigen alten Dame gar nicht ſo unſympathiſch, ſie hatte im Gegenteil volles Verſtändnis für unſeren Sport, da ihr verſtorbener Mann Major in der United States Army geweſen war, aber für den armen Profeſſor unter uns, der an einem gelehrten Werk ſchrieb, mußte ſie doch als fürſorgliche Hausfrau auch ſorgen.

Den Indian howl ſtieß der gute Royer von Zeit zu Zeit aus, indem er bei jedem Hieb auf ſein edles Haupt ſchrie: „Au, Suainhund!“ und dies ſo zehnmal hintereinander wiederholte. Da Royers deutſcher Sprachſchatz in

dem einzigen Wort „Suainhund“ beſtand und er natürlich die ganze Bedeutung dieſes Schimpfwortes nicht kannte, ſo freute ich mich ſelbſtverſtändlich nur darüber und erwiderte das Kompliment. Auch morgens war es gang und gäbe, daß der zuerſt Aufwachende den anderen weckte, indem er ihm mit dem Kriegsruf „aufſtehen, Suainhund“ einen Pantoffel an den Kopf warf!

Royer war in Harrisburg in der office einer großen Eiſenbahngeſellſchaft angeſtellt, deren Präſident ſein Vater iſt. Durch deſſen Vermittelung iſt er jetzt bei der Großen Penſylvania Eiſenbahngeſellſchaft und mußte infolgedeſſen nach Philadelphia ziehen. Dort war ich nun neulich bei ihm eingeladen, und wir ſahen uns zum erſtenmal ſeit ſeinem Fortgang wieder. Er wohnt in einem faſhionablen, reizenden Boarding-house; ſein eigenes Stübchen iſt jedoch ſehr klein und wir hätten die Harrisburger Fecht- und Turnübungen hier nicht vollführen können. Den Abend verbrachten wir ſehr gemütlich in parlor und music-room, wo ſich ſämtliche Bewohner dieſes vornehmen Penſionats nach dem Diner in fröhlicher Geſelligkeit zuſammenfanden. Es waren auch einige ſehr hübſche junge Mädchen darunter, und ſo wurde muſiziert, getanzt, geplaudert, kurz — geflirtet! und wie wäre dies auch anders möglich in der Stadt der „Bruderliebe“. Dabei fällt mir ein Stammbuchvers ein, den mir im Kadettenkorps mal ein lieber alter Kamerad einſchrieb:

In der Bibel ſteht geſchrieben
Du ſollſt Deinen Nächſten lieben,
Doch Du — Gotteswortverächter —
Liebſt nur Deines Nächſten Töchter!

Auch ein guter Tropfen trug an dieſem Abend zur Anregung bei, da merkwürdigerweiſe — vielleicht durch den Einfluß meines guten Freundes Royer — in dieſem Penſionat der Temperenzteufel noch nicht ſeinen Einzug gehalten hat.

Eine ſehr komiſche Szene erlebte ich noch zum Schluß, als einige der Damen, die zum Beſuch da waren, nach Haus gingen. Ich ſaß gerade am Klavier und ſpielte zum Tanz. Eins der jungen Mädchen kam zu mir heran, um ſich zu verabſchieden. Plötzlich blieb ſie etwa 3 Schritt ſeitwärts von mir wie angewurzelt ſtehen und ſtarrte unverwandt auf einen Punkt unter dem Klavier. Ich fragte, was denn los ſei, worauf ſie noch immer ſtumm, auf meine Füße zeigte und plötzlich in ſchallendes Gelächter ausbrechend fragte: „Sind das wirklich Ihre Füße?“ Inzwiſchen hatte ſich die ganze Geſellſchaft um uns verſammelt und alles ſtaunte meine Füße oder vielmehr meine Lackſtiefel an. Ich hatte mir dieſe Oberkähne am Tage vorher in Harrisburg kurz vor meiner Abfahrt nach Philadelphia gekauft, und zwar in einem ſogenannten second-hand Schuhladen, wo ſie billiger ſind als in einem erſtklaſſigen Geſchäft. Der Kerl hatte mir aber die zwar guten und neuen Stiefel doch inſofern angeſchmiert, als ſie mir ungefähr einen halben Fuß zu lang waren. Da ich keine Zeit hatte, dies Geſchäft noch rückgängig zu machen, ſo mußte ich die Ungetüme anbehalten, und mein Troſt war nur, daß ich ja damit den kleinen Mädchen in Philadelphia ein großes Vergnügen bereitete.

Die Geſellſchaft beruhigte ſich nämlich nicht bei meiner Verſicherung, daß mir die Stiefel viel zu groß wären, ſon-

dern ich wurde aufs Sofa geſetzt, die Herren zogen ſie mir aus, und dann wurde durch genaue Meſſungen konſtatiert, daß ſie allerdings 3 cm zu lang waren!

Zu ſpäter Abendſtunde gingen Royer und ich noch in die Stadt, um irgendwo in einem Lokal ein Glas Bier zu trinken. Es war Sonnabend und überall ſehr voll; beſonders viel Soldaten traf man allerorten. Die boys in blue ſieht man jetzt nach dem Kriege überhaupt häufiger und in größeren Mengen zuſammen, als dies früher der Fall war. Auch in der Kneipe, die wir aufſuchten, ſaß alles voll von Milizen; Gemeine, Unteroffiziere und Offiziere, alles zuſammen. Eine deutſche Kapelle konzertierte da und ſpielte hauptſächlich amerikaniſche Volks- und Kriegslieder. Wir ſangen natürlich mit und waren ſehr vergnügt, trotzdem eigentlich alle dieſe amerikaniſchen Soldatenlieder nicht nur in der Melodie, ſondern auch im Text ſehr ſentimental ſind, was die Soldatenlieder aller Nationen gemeinſam zu haben ſcheinen. Ich erinnere mich, daß der Refrain des einen Liedes war:

I love her, yes I love her,
She is my baby's mother,
But I love her, yes I love her
Just the same.

Die Schlußworte des Liedes klingen etwas unſinnig; den ganzen Text kenne ich nicht, aber es wird ja wohl einen gewiſſen Zuſammenhang geben. Auch unſere deutſchen Soldatenlieder ſind oft mehr mit dem Gefühl als mit dem Verſtand zu erfaſſen. Ich denke dabei z. B. an den ſchönen Vers:

Drei Lilien, drei Lilien,
Die pflanzt' ich auf mein Grab,
Jufallera!

oder:

Und ein Butterbrot zu Pferde,
siehste wohl!
Und ein Butterbrot zu Fuß,
siehste wohl!
Sind das nicht zwei Regimenter,
Nicht zwei Regimenter,
Eins mit Käs' und eins mit Wurscht?
Siehstewohl!

Als wir eben das Lokal verlassen wollten, kam auch noch die Reihe an mich, ein bißchen sentimental zu werden, denn die Musik intonierte plötzlich: „Aus der Jugendzeit, aus der Jugendzeit, klingt ein Lied mir immerdar", und es waren sogar unter den amerikanischen Milizsoldaten einige deutsche, die es mitsingen konnten.

Diese Heimatklänge bildeten für mich einen hübschen Abschluß der beiden Tage in Philadelphia. Die Nacht blieb ich noch bei Royer und kehrte Sonntag vormittag hierher zurück.

Harrisburg, 20. Juni 99.

Mein geliebtes Muttchen!

Deinen traurigen Brief mit der Nachricht vom Tode der guten alten Großmutter habe ich bekommen und bin auch sehr betrübt darüber; ich hatte bestimmt gehofft, sie doch bei meinem nächsten Kommen noch einmal wiederzusehen. Sie war im vorigen Sommer so besonders lieb und gut zu mir. Ich kann mir denken, wie sie Dir überall fehlen wird — auf ihrem Fensterplätzchen, auf der Veranda und in ihrem Stübchen — überall leer!

Ja, voriges Jahr um diese Zeit war ich auf See, auf dem Wege nach Hause, in glücklichster Stimmung und freudigster Erwartung, Euch alle wiederzusehen! Hinter mir lag ein erfolgreiches und durch reiche Einnahmen gekröntes Arbeitsjahr, und vor mir die köstliche Aussicht auf frohe glückliche Zeiten in der alten Heimat. Wie schnell ist das Jahr verrauscht und wie anders stehen die Sachen heute! Hinter mir liegt eine lange Reihe von Monaten, in denen ich von Tag zu Tag auf Schüler, auf Einnahmen, auf Erfolg in meiner Tätigkeit hoffte, lauter Fehlschläge! Ich habe mich gerade nur so durchgeschlagen, und nun liegt der Sommer vor mir, erst recht dürre und unersprießlich, denn die Schulen sind geschlossen und meine Privatschüler haben alle aufgehört; so stehe ich nun vor den Sommermonaten,

ohne alle Einnahmen, aber mit denſelben Ausgaben wie ſonſt und weiß vorläufig nicht, wie ich aus dieſen Verhältniſſen herauskommen ſoll.

Aber denke nur nicht, daß ich entmutigt bin, mein Muttchen, es wird ſchon noch wieder beſſer werden, und wird ja auch noch eine Zeit kommen, wo es mir permanent gut geht. Es iſt mir ja hier ſchon manchmal kodderig gegangen und doch wieder beſſer geworden. Wenn ich nur über die Sommermonate weglomme und Luft behalte, mich umzuſehen, dann wird ſchon etwas auftauchen. Man ſagt mir immer wieder, daß der Krieg eben alle Intereſſen in Anſpruch nähme und alles andere zurückdrängte. Wenn ich denke, wie noch vor 2 Jahren meine Tagesſtunden doch kaum ausreichten, um alle Arbeit zu bewältigen, allen Schülern gerecht zu werden! damals eine ganze Menge, die ſich für die Examina auf den verſchiedenen Colleges und Univerſitäten vorbereiteten und dies Jahr — nicht eine Seele!

Der gute Mr. Mc. Tamley hat mir verſprochen, ſich in New York nach einer feſten Stellung für mich umzuſehen, und ich ſelbſt habe mich bei einer Lehreragentur eingeſchrieben, durch welche ſchon Viele gute Stellungen an Univerſitäten erhalten haben. Culp iſt mir auch ein ſo lieber, treuer Freund in dieſer Zeit. Er verſucht jetzt, mich in irgendwelcher anſtändigen Stellung bei der Penſylvania Steel-Co. anzubringen — wenn's ihm doch glückte! Aber eigentlich habe ich nicht viel Hoffnung, denn wenn die Leute auch den beſten Willen haben, und ich anderſeits gute Empfehlungen, ſo geht mir doch für dieſe Art von business jedes Verſtänd-

nis ab, und auch alle meine gewonnenen Kenntniſſe auf der Handelsſchule in Milwaukee werden mir hier nichts nutzen. Kurz, meine Freunde und ich tun was wir können, und es wird ja auch mal wieder lichter werden, aber augenblicklich iſt es ſehr miſerabel. Na, ich will nur den Kopf oben behalten, etwas muß ja mit der Zeit doch kommen!

Über die eine gute Nachricht in Deinem lieben Brief habe ich mich ſehr gefreut, daß unſer Elfritzchen ihr Examen beſtanden hat und nun auf eigenen Füßen ſteht. Das iſt wirklich ein famoſer Erfolg und ich gratuliere ihr von Herzen dazu. Ebenſo freue ich mich auch für Anni, daß ſie ſich in ihrer aufopfernden Tätigkeit im Krankenhauſe in Berlin ſo wohlfühlt, daß ſie noch länger dort bleiben will.

Nun will ich für heute ſchließen, liebſtes Muttchen; ſowie ich etwas erreichen ſollte, ſchreibe ich wieder, — aber auch ohnedies jedenfalls bald!

Brielle, Monmouth County, N. J.
Military Academy, 20. Juli 99.

Geliebte Eltern!

Nun ſind wieder ein paar Wochen vergangen, ſeit ich zuletzt ſchrieb, aber das kam durch die plötzliche und einſchneidende Veränderung in meinen Verhältniſſen, die ſehr ſchnell vor ſich ging und mich bis jetzt vor wirklicher Arbeit auch noch nicht recht hat aufatmen laſſen.

Ja, ich bin alſo, nachdem ich ſeit 12 Jahren aus dem Kadettenkorps heraus bin, wiederum in einem ſolchen gelandet, als Lehrer und Erzieher. Es iſt dies hier in Brielle eine ſogenannte Militärakademie, wo die Jungens neben ihrer geiſtigen Schulausbildung auch militäriſche Erziehung erhalten. Sie tragen Uniform, und die ganze Tageseinteilung, Erziehung, Unterricht — der „Drill“ — iſt überhaupt wie im Kadettenkorps. Und vom Aufſtehen um 6 bis zum Zubettgehen der Kadetten um 9 bin ich als Erzieher natürlich verpflichtet, mich beſtändig um die Jungens zu kümmern. Jetzt im Sommer ſind 26 hier, aber zum Oktober werden viele neue erwartet. Jetzt in der heißen Sommerzeit wird der Stundenplan nicht ſo ſtreng genommen; der regelmäßige tritt erſt in Kraft vom 15. September an und dauert bis zum Beginn der Badeſaiſon im Juli. Brielle liegt dicht an der See und wir gehen von der Akademie aus kaum

15 Minuten bis zur Küſte; das regelmäßige Baden, das ich auch natürlich leiten und überwachen muß, iſt herrlich und bekommt mir vorzüglich.

Ehe ich aber weiter von mir berichte, will ich zunächſt mal ſchreiben, wie ich überhaupt hierher kam. Die Untätigkeit und Unmöglichkeit, etwas zu verdienen, war in Harrisburg nicht länger zu ertragen, und ich hatte mich ja ſchon ſeit einiger Zeit — teils ſelbſt, teils durch die guten Freunde — nach etwas anderem umgeſehen. Zu dem Zweck ſtudierte ich auch natürlich eifrig die Zeitungsannoncen. Eines Tages beantwortete ich eine Anzeige in einer New-Yorker Zeitung, durch welche ein Lehrer für franzöſiſch und für die engliſchen Schulfächer (Geſchichte, Geographie, Literatur und engliſche Sprache) verlangt wurde. Auf meine Applikation hin wurde ich engagiert, ich nahm an und kam hierher.

Meinen Kontrakt mit den beiden Schulen in Harrisburg habe ich noch nicht gelöſt, könnte alſo, wenn es mir auf die Dauer hier nicht gefiele, im September wieder dahin zurückkehren. Doch glaube ich, daß ich trotz vieler Unannehmlichkeiten dennoch hierbleiben werde, und will dann meinen früheren Prinzipalen, den beiden Schulvorſteherinnen, Herrn v. B. aus Philadelphia als meinen Nachfolger vorſchlagen.

Der Tag meiner Ankunft hier war der 3. Juli, alſo am folgenden Tage der große nationale Feiertag, der Tag der Unabhängigkeitserklärung. Es war infolgedeſſen keine Schule, und ich beurlaubte mich zu einem Abſtecher nach Newyork, das ich ja ſeit meinem Landen in Amerika vor 7 Jahren nicht wiedergeſehen hatte, und auch damals hatte

ich von der Stadt gar nichts kennen gelernt. Sehr vergnügt machte ich mich noch an demſelben Abend nach der Metropole auf, man fährt ungefähr eine gute Stunde. Ich kannte ja in Newyork keinen Menſchen und bummelte alſo zunächſt allein im unteren Stadtteil umher. Alles was ich ſah, war ja recht intereſſant, obgleich gerade dieſer Stadtteil, wo alle Paſſagiere ſämtlicher europäiſcher Dampfer ihre erſten Eindrücke empfangen, recht ſchmierig und häßlich iſt. Ich landete ſchließlich in einem ungariſchen Café an der 2nd Avenue, wo eine Kapelle ſpielte. Ich ſetzte mich draußen in eine Laube und aß ein ſehr gutes Abendbrot. Dann ſah ich mich nach einem billigen Hotel um, wo ich ſelbſtverſtändlich kein Auge zutat, da es die Nacht vom 3. zum 4. Juli war. Die Art, wie amerikaniſche Patrioten dieſen nationalen Feſttag feiern, iſt nämlich etwas verſchieden davon, wie man das in Deutſchland zu tun pflegt. Die einzige Feier beſteht eigentlich darin, daß von Mitternacht bis Mitternacht in jeder Stadt des Landes ein ohrenzerreißender Lärm vollführt wird, weil nicht nur die Jugend, ſondern jedes Alter ſich dadurch ergötzt und den hochgeſpannten patriotiſchen Gefühlen Ausdruck verleiht, daß mit großem Getöſe Feuerwerkskörper, wie Knallfröſche uſw., abgebrannt, und auch ſogar aus wirklichen Feuerwaffen auf der Straße Freudenſchüſſe abgegeben werden. Die Hauptſache iſt dabei, daß koloſſaler Lärm verurſacht wird. Es vergeht denn auch kein 4. Juli in Amerika, an welchem nicht unzählige Unfälle paſſierten und die Feuerwehr von früh bis ſpät in Anſpruch genommen iſt, um die durch unvorſichtige Hantierung mit Feuerwerkskörpern entſtandenen Brände zu löſchen.

Trotzdem verbietet kein Geſetz dieſen Unfug, ſteuert ihm keine Polizei — das iſt Jungamerikas althergebrachtes gutes Recht. Ich habe hier Eltern kennen gelernt, die ihren Sprößlingen am 4. Juli pro Kopf bis zu 1½ Dollars Feuerwerkskörper zum Abbrennen kauften; es werden in dieſem Induſtriezweig alljährlich viele Millionen umgeſetzt. Ihr könnt Euch alſo denken, daß dieſe Nacht nicht ſehr erquicklich für mich war, und ich ſtand auch ſehr früh auf, um mich in der Stadt weiter umzuſehen. Das Leben und Treiben auf den Straßen war natürlich wegen des Feiertages ein höchſt bewegtes. Ich fuhr mit der Hochbahn nach dem Zentralpark und durchwanderte ihn nach allen Richtungen. Er iſt außerordentlich ſchön, imponierend in der Ausdehnung und den Anlagen, und doch glaube ich — ſo wie ich ihn in Erinnerung habe — gefällt mir der Berliner Tiergarten beſſer. Hier oben kam ich nun auch in ſchönere Regionen und bewunderte die prächtigen Paläſte an der 5 th. ave. Dann nahm ich in einem uptown-hotel ein gutes dinner ein. Soweit war der Tag ganz vergnüglich vergangen — dann aber hatte alles Vergnügen ein Ende. Ich fuhr nämlich nach der unteren Stadt zurück, da mich mein Unternehmungsgeiſt und meine Abenteuerluſt trieben, nun auch mal die berüchtigten Stadtteile Newyorks kennen zu lernen. Von der „bowery“ hatte ich ſchon viel gehört, und ſollte nun an meinem eigenen Leben erfahren, daß ſie nicht umſonſt ſo verrufen iſt. Auf den erſten Blick ſchon unterſcheidet ſie ſich äußerlich von andern Straßen der Stadt, da das Publikum ein ausgeprägt internationales Anſehen hat. Irländer, Slowaken, Polen, Juden, Deutſche — alles

ſpaziert dort durcheinander und man hört die Sprachen aller Herren Länder; vornehme amerikaniſche Typen fehlen auf der bowery vollſtändig. Jedes dritte Haus iſt eine Kneipe, die meiſten davon ſchlimmſter Art; wir würden ſie Kaſchemmen oder Verbrecherkeller nennen. Heute erklang faſt aus jedem dieſer Lokale Muſik und Gegröhle und die vertierten Geſichter betrunkener Männer und Frauen konnte man von der Straße aus beobachten.

Einige wenige Lokale auf der bowery ſind anſtändige billige Speiſewirtſchaften, ohne Ausnahme, wie ich beobachtete, mit deutſchen Namen. In dieſen Lokalen ſaßen friedliche Arbeiter beim Glaſe Bier und ihrem Feiertagsdiner. Hätte ich dort lieber auch meine Neugier befriedigt und ein Glas Bier getrunken, aber mein Wiſſensdrang oder beſſer meine Abenteuerluſt zog mich unwiderſtehlich in eine der obſkuren Kneipen, wo ich mir das Leben und Treiben einmal anſehen wollte. Es hatte ja auch einen gewiſſen Reiz, dieſe Verbrechertypen zu beobachten. Ich ſetzte mich nicht an einen Tiſch, ſondern ſtellte mich an die Bar und ließ mir ein Glas Bier geben. Während ich es langſam austrank, hatte ich Zeit, die Gaunervisagen um mich herum zu ſtudieren, und ich muß ſagen, ſie flößten mir einiges Grauen ein, und ich beſchloß denn auch, möglichſt bald wieder aus dieſem Dunſtkreis herauszukommen, zog meine Brieftaſche und bezahlte — unvorſichtigerweiſe — mit einem Fünfdollarſchein. Außerdem hatte ich noch eine Zwanzigdollarnote in der Brieftaſche, die aber meiner Anſicht nach niemand geſehen hatte. Der Wirt gab mir 4 Dollars und the small change heraus und forderte mich dann in der

liebenswürdigſten Weiſe auf, ich möchte zur Feier des Tages doch noch ein Glas Bier mit ihm trinken.

Inzwiſchen hatten ſich 5 oder 6 von den anweſenden Kerlen auch an die Bar geſtellt, ſo daß ich in ihrer Mitte war. Jeder von ihnen beſtellte ſich einen Whisky, und dann hieß es „here is to the United States!“ Ich trank mein Bier ſchnell aus und merkte gleich darauf, daß ich meine ganze Umgebung nur noch durch einen Schleier ſah. Ich hörte nur noch undeutlich das Lachen und Singen und Stimmengewirr um mich her, und dann — flog ich auf die Straße. Ich torkelte weiter in der Richtung auf die City Hall zu; ich entſann mich noch, daß ich von dort aus leicht die Fähre nach Jersey City erreichen konnte, und wollte ſo ſchnell wie möglich nach Brielle zurück, denn ich hatte für heut genug von Newyork. Ich erinnere mich, daß ich Chatham-square paſſierte und dort einen Paſſanten fragte, ob ich auf dem rechten Wege nach der City Hall ſei. Er bejahte es und ich hörte noch dunkel, daß er zu ſeinem Begleiter ſagte: „That fellow is drunk.“ Ich kam glücklich bis an die Fähre und wollte meinen Obolus für die Überfahrt entrichten, aber — mein Geld war fort!, ſowohl die Brieftaſche wie das Portemonnaie mit dem kleinen Geld und dem Retourbillett nach Brielle. Der Schreck machte mich einigermaßen nüchtern, und ich kam eigentlich jetzt erſt dazu nachzudenken, wie ich von zwei Glas Bier hatte betrunken werden können. Zu langem Kopfzerbrechen hatte ich allerdings keine Zeit, denn ich mußte ja heut noch nach Brielle zurück. Bei uns wendet man ſich in ſolchen Fällen an die Polizei, und das tat ich nun auch. Der Sergeant auf der

Wache hörte mich teilnahmsvoll an, erklärte jedoch, es sei wenig dabei zu machen, da ich nicht einmal das Lokal angeben konnte, in dem ich bestohlen worden war. Er klärte mich aber darüber auf, wie ich von zwei Glas Bier betrunken geworden war.

„Mein lieber Freund, der Wirt hat in das zweite Glas Bier, zu dem er Sie so freundschaftlich einlud, ‚knock-out-drops' gegossen, wovon Sie natürlich betäubt wurden, denn das teuflische Zeug enthält Chloralhydrat." Diese Kenntnis war nun zwar sehr interessant, aber wenig tröstlich für mich, denn mein Geld kriegte ich ja natürlich doch nicht wieder. Nach einigem Hin- und Herüberlegen entschloß ich mich kurz und ging in ein Lokal mit deutschem Namen über der Tür; ich offenbarte mich dem Wirt und hatte auch insofern keinen Fehlgriff getan, als er sich bereit erklärte, mir das Reisegeld nach Brielle zu leihen, wenn ich ihm meine Uhr zum Pfand ließe. Diese hatte das Gesindel mir glücklicherweise nicht genommen, da es ihnen wohl nicht lohnte, und ich erhielt auf diese Weise die Mittel, sofort nach Brielle abzureisen. Während der Rückfahrt tröstete ich mich allmählich über den Verlust der 25 Dollars, die allerdings mein ganzes Vermögen gewesen waren, und fand sogar den Humor, leise den bekannten Gassenhauer vor mich hinzusummen:

„On the bowery, on the bewery
I never go there anymore."

Das war also mein erster Besuch in Newyork nach vielen Jahren! Nun will ich aber weiter von hier erzählen. Die

Verhältniſſe ſind recht gemiſchte: Nach einer Seite hin ſehr angenehm wegen des Aufenthalts an der See, täglich baden uſw., auf der anderen Seite ein ekelhafter, ungebildeter Kerl von Prinzipal, mit dem es geradezu Überwindung koſtet, zu verkehren, wenn auch nur geſchäftlich, denn perſönliche freundſchaftliche Annäherung iſt unmöglich und auch abſolut nicht wünſchenswert! Der Mann iſt ein Deutſcher, 13 Jahre hier im Lande, und hat vor drei Jahren dies Knabenpenſionat mit military drill angefangen. Es gibt hier viele ſolche militäriſche Penſionate, die aber faſt ausnahmslos von gebildeten, wiſſenſchaftlich fähigen Mämern geleitet werden. Wenn der Herr Direktor nur wenigſtens tüchtige Lehrer zu halten verſtünde, aber er verkracht ſich mit allen und hat im letzten Vierteljahr neun neue Lehrer engagiert, weil keiner ſeine taktloſen Verrücktheiten ertragen konnte.

1. Auguſt. Geſtern abend war Lehrerverſammlung und nach derſelben fragte mich der Prinzipal, ob ich mich entſchloſſen hätte, hier zu bleiben und ich habe zugeſagt. Für die drei Sommermonate bekomme ich 25 Dollars pro Monat, vom 1. Oktober an 50 Dollars und außerdem natürlich freie Station. Ich werde ſchon mit ihm auskommen, denke ich! Der Dienſt war von dem Herrn Direktor ſo angeordnet, daß ſämtliche Lehrer auch außer den Schulſtunden ſtets gleichmäßig angeſpannt waren. Wir mußten jederzeit alle in der Anſtalt anweſend ſein, während doch zur Beaufſichtigung der 26 Jungens wirklich einer genügt. Nun ſchlugen wir drei Lehrer in der Konferenz vor, daß immer einer von uns den Tagesdienſt haben ſollte, damit die

anderen an ihren freien Nachmittagen auch wirklich Herr ihrer freien Zeit sein könnten. Diesen Vorschlag mußte denn auch Herr Gollner — so heißt der Vorsteher dieses famosen Erziehungsinstituts — annehmen, da wir fest auf dieser Bedingung bestanden. Mit den Kadetten komme ich gut aus, ich denke, sie haben mich gern; während der Freistunden beschäftige ich mich viel mit ihnen, spiele Krocket und Ball, gehe mit ihnen spazieren, die Aufsicht beim Baden habe ich, wie gesagt, gänzlich übernommen, und dabei lernt man sich kennen und die Jungens verstehen, daß Schule und Dienst, und dann wieder das Vergnügen zwei verschiedene Dinge sind.

Es ist wirklich sehr schön hier, aus meinem Stübchen, in dem ich heut morgen an Euch schreibe, habe ich die herrliche Aussicht auf die See, und eine frische Brise weht erquickend herein, während es ja jetzt in der Stadt unerträglich heiß sein muß. Das tägliche Baden in der See ist ganz wundervoll und für meine Gesundheit so vorzüglich. Ich fühle ordentlich, wie sich meine Nerven kräftigen von Tag zu Tag; ich habe immer Appetit und schlafe brillant, während ich in Harrisburg nie mehr schlafen konnte, — wohl auch hauptsächlich wegen der Sorgen um Vergangenheit und Zukunft, die sich meistens in den einsamen Nachtstunden heranschleichen, und doch nur durch regelmäßige tägliche tüchtige Arbeit zu vertreiben sind.

Daß unser lieber Freund Culp sich verheiratet hat, mit einem bildhübschen Mädchen aus Philadelphia, hat er Euch wohl selbst mitgeteilt. Am 9. Juli war die Hochzeit in aller Stille, im kleinsten Verwandtenkreise. Nun wird er sich

erſt ſo recht wohl fühlen in ſeinem eigenen Heim und ſich pflegen laſſen, — ich beneide ihn! Mit Gruß

Euer treuer Sohn.

Die Harrisburger Schulen ſowie der Superintendent des öffentlichen Unterrichts haben mir übrigens brillante Zeugniſſe ausgeſtellt.

Brielle, 5. August 99.

Geliebte Eltern!

Seit vier Wochen bin ich nun hier als militärischer Instrukteur und als Lehrer der deutschen und französischen Sprache, und will Euch heute weiter von meinen hiesigen recht interessanten Erlebnissen berichten. Die englischen Fächer habe ich an den inzwischen eingetroffenen Engländer abgegeben, welcher ein Scheusal vom Scheitel bis zur Sohle ist. Seine Universitätsbildung hält ihn nicht davon ab, ein äußerst unsympathisches Geschöpf zu sein. An einen Verkehr mit diesem Mann, der ja ganz angenehm sein könnte, ist infolge seiner unangenehmen persönlichen Eigenschaften auch nicht zu denken. Daß Mr. Black taub und buckelig ist, würde mich selbstverständlich gar nicht stören; daß er einen bösen Blick hat, konnte mich anfänglich auch nicht gegen ihn einnehmen; denn wie oft täuscht man sich in dieser Beziehung, — aber er hat sich im Laufe der Zeit tatsächlich als bösartiges und gemeines Reptil entpuppt. Davon später mehr.

Der dritte in unserem Lehrerbunde ist Gott sei Dank ein prächtiges fideles Haus. Er ist der Musiklehrer und versteht sein business aus dem ff. Er kam eine Woche nach mir nach Brielle, weil sein Vorgänger, ein Herr Schilbach aus Köln, ins alte Vaterland zurückging, um sich dort ganz der Musik zu widmen, ich glaube, er will Opernsänger werden.

Dieſer jetzige Muſiklehrer, Herr Utſinger, iſt in Amerika geboren, von deutſchen Eltern, und in ſeinen ganzen Lebensgewohnheiten ſowie auch in ſeinen Geſinnungen deutſch; dabei ſtets vergnügt, ſehr witzig und oft zu luſtigen Streichen aufgelegt. Ich betrachte ihn für dieſes verrückteſte aller Knabenpenſionate als einen wahren godsend! Wir haben uns denn auch ſehr bald recht angefreundet, was natürlich Herrn Gollner ein Dorn im Auge iſt, denn er kann den ſtets fidelen, den ganzen Tag ſeine kurze Pfeife rauchenden Muſikus nicht leiden. Mr. Black haben wir beide nach kurzer Zeit durchſchaut; er iſt ſeiner eigenen Anſicht nach ein verkanntes Genie, der in der Welt ſtets durch die Mißgunſt anderer um ſein Glück betrogen worden iſt. Er renommiert fürchterlich damit, was er im Leben alles hätte erreichen können, und dabei ſitzt er jetzt — gerade ſo wie wir — in dieſem allen Erziehungsanſtalten Hohn ſprechenden Penſionat!

Der Unterſchied iſt nur, daß Utſinger und ich das ganze als Maskerade und koloſſalen Jux auffaſſen, während Black, tief durchdrungen von ſeiner Würde und Wichtigkeit als „engliſcher Profeſſor" an einer amerikaniſchen Akademie, gewiſſermaßen den Senior des Lehrerkollegiums herausbeißt. So verſuchte er in den erſten Tagen Utſinger und mich auf kleine Verſtöße gegen die ſogenannte Hausordnung aufmerkſam zu machen, wollte uns u. a. den Eingang durch das Haupttor und die Benutzung der Haupttreppe verbieten, ſowie auch dem braven Muſikus ſeine geliebte Stummelpfeife. Da kam er aber ſchön an! „Mind your own business, you English son-of-a-gun!" flog ihm an den Kopf. Das Ver-

hältnis zwiſchen uns beiden und ihm iſt ein ſehr geſpanntes, um ſo mehr, als er ſich außerdem als eine Klatſchbaſe erſten Ranges erwieſen hat, die dem „Herrn Direktor“ nicht nur jede kleine Unordnung, ſondern auch jedes harmloſe Scherzwort über die geheiligte Perſon des Prinzipals wiedererzählt. Das ſchönſte iſt, daß er ſich an dieſen kleinen Verhöhnungen Gollners ſelbſt beteiligt hat.

Was nun den prachtvollen Schuldirektor ſelbſt anbetrifft, ſo habe ich inzwiſchen über ihn und wie er zu ſeiner Schule gekommen iſt, folgendes erfahren. Herr Gollner war von Deutſchland her ehrſamer Tiſchlermeiſter und hatte es im Lauf der Jahre in dem kleinen Städtchen College-Point bei Newyork zu einem florierenden Möbelgeſchäft gebracht. Wäre er bei Hobelbank und Leimtopf geblieben!! Er hätte dann nicht ſo viel Unheil als „Pädagoge“ anrichten können. Aber — kleine Urſachen, große Wirkungen. Eines Tages blieb eine arme Kirchengemeinde, die wohl noch keine war, ſondern ſich erſt als ſolche „etablieren“ wollte, dem Herrn Tiſchlermeiſter die beſtellte Kircheneinrichtung ſchuldig. Da auch keine Ausſicht war, daß dieſe kirchenbedürftige, hirtenloſe Herde (denn wo wird ſich in Amerika jemand einer fremden Herde anſchließen!) in abſehbarer Zeit unter Dach und Fach kommen würde, ſo kam Herr Gollner auf den genialen Gedanken, die vorhandenen Tiſche und Bänke zu einer Schule zu benutzen, zu deren Direktor er ſich ſelbſt ernannte.

Was kann's leichteres geben? Die gemieteten Schulräume, die Tiſche und Bänke und ein Herr Direktor waren da, die Schüler wurden durch pomphafte Renommage-

anzeigen in den Zeitungen gewonnen, ein Lehrer war bald gefunden — nämlich unser Mr. Black, und nun konnte die Sache los gehen! Gollner schickte natürlich auch Zirkulare aus, und zwar ausschließlich an deutsche Familien, denen er seine Anstalt als ein Musterinstitut für zurückgebliebene, wilde, schwer zu erziehende Knaben schilderte. Manche deutsche Mutter, mancher deutsche Geschäftsmann, denen ihre junge Brut, hier im Adoptivvaterland geboren, längst über den Kopf gewachsen war, betrachteten dies als einen leichten Ausweg aus allen Erziehungskonflikten, und vertrauten tatsächlich ihre Kinder dem Pädagogen Gollner an. Man muß hierbei allerdings berücksichtigen, daß die Eltern dieser Kinder fast durchgängig derselben Sphäre entstammten wie Gollner, und daher den Charlatan nicht durchschauen konnten.

Nebenbei gesagt wurde natürlich für diese Art von Zwangserziehung ein recht ansehnlicher Preis gezahlt, so daß es dem Herrn Tischlermeister gelang, sich in wenigen Jahren ein kleines Vermögen zu ersparen, mit welchem er dann zum Unheil der Menschheit seine ehrgeizigen Pläne weiter verfolgte, indem er seine Tätigkeit auf rein amerikanisches Gebiet verlegte und hierher nach Brielle zog. College-Point nämlich ist fast ganz deutsch und liegt an der College-Point-Bay, gegenüber von Newyork, wo weitere 250000 Deutsche leben. Jetzt in Brielle dagegen hat er seine Schule mitten in amerikanische Kreise verlegt.

Das Pensionatsgebäude ist ein früheres Hotel, enorm groß, und in seinem Interesse wäre ja zu wünschen, daß sämtliche Zimmer beständig mit Schülern besetzt wären; im Interesse der Menschheit dagegen, daß sobald wie möglich

dieſer ſamoſen Schule eine ſtaatliche Erziehungsbehörde aufs Dach ſtiege. Dies wird aber nicht geſchehen! — denn frei und unbehindert kann hier jeder ſein Geſchäft ausüben. Gegen den Unterricht ſelbſt will ich noch gar nicht mal ſo viel ſagen, denn Black wird ja wohl als Univerſitätsgraduierter den Jungens die verhältnismäßig geringen Kenntniſſe beibringen können, die beim Abgang von einem ſolchen Mittel-College verlangt werden. Und daß ich im Franzöſiſchen und Deutſchen meinen Schülern etwas beibringen kann, habe ich ja ſeit Jahren ausprobiert. Gollner unterrichtet nur architektoniſches Zeichnen; ſoweit alſo wäre ja die Sache nicht ſo ſchlimm, beſonders da auch noch der wirklich ausgezeichnete Muſikunterricht dazu kommt. Was aber als der reine Hohn auf ein pädagogiſches Inſtitut bezeichnet werden muß, iſt: Dieſer Mann an der Spitze!

Die Jungens fürchten ihn zwar einerſeits, weil er brutal iſt, auch handgreiflich grob werden kann; andererſeits lachen ſie über ihn, weil ſie natürlich merken, daß er abſolut ungebildet iſt, ſchon daraus, daß er kein richtiges Engliſch ſpricht, ja dieſe Sprache eigentlich nur radebrecht. Beim Appell des Morgens, mit dem der Tagesdienſt beginnt, leiſtet ſich Gollner ſchon ſolche wunderbaren Redeblüten, daß man aus den Reihen der Jungens ſtets unterdrücktes Kichern hört, was um ſo erklärlicher iſt, als vor der Front zwei Lehrer ſtehen — nämlich Utſinger und ich — die dasſelbe tun. Uts gibt mir bei jedem ſolchen verballhornisierten engliſchen Wort, das aus Gollners Munde kommt, einen Puff in die Rippen!

Nach dem Appell muß ich mit der ganzen Geſellſchaft

eine halbe Stunde exerzieren, was ich zuerſt nach deutſchen Kommandos tat. Es ſoll aber nach Gollners Idee jetzt „allens annerſch", nämlich engliſch werden, und ſo wurde mir ein engliſches Exerzierreglement beſorgt, nach dem ich in Zukunft meine Kommandos abzugeben habe. Meine Exerzitien kommen mir ungefähr ſo vor wie die, die ich in Camp Mead bei Harrisburg geſehen habe.

Während ich mit meiner Schar auf dem Hofe exerziere, gibt Uts oben ſeinen Muſikunterricht. Auf jedem Zimmer hört man üben, Geige und Guitarre, auch Klavier, dazwiſchen des guten Uts Stimme, wenn er von einer Stube zur anderen geht und korrigiert. Er kommt auch zuweilen ans Fenſter und paſſt mächtige Wolken aus ſeiner Stummelpfeife gegen einen Moskitoſchwarm.

Die Mahlzeiten bereiten uns beſonderes Vergnügen, weil wir dabei Zeit haben, uns auf das Diner zu freuen, das Uts und ich ſofort nach Tiſch im Hotel einnehmen. Das Eſſen, das uns Frau Gollner zubereitet, iſt nämlich ſchlecht und knapp! Die Jungens werden natürlich auch nicht davon ſatt, aber ſie können ſich nachher nicht aus eigener Taſche beköſtigen.

Neulich erlebten wir mal bei Tiſch eine ſehr ergötzliche Szene. Uts ſagte einem Aufwärter, er möchte ihm noch etwas von dem ausnahmsweiſe eßbaren Fleiſchgericht bringen. Der Mann kam jedoch aus der Küche zurück — nicht etwa mit dem Beſcheid, „es iſt nichts mehr da", — ſondern einfach, „es gibt nichts mehr". Hierauf ſprang Uts wütend auf, ſchob den Stuhl zurück, daß er krachend umfiel, und ging mit dröhnenden Schritten durch den Saal dem Aus-

gang zu. Im Vorübergehen rief er mir zu: „Herr v. W., Sie kommen doch auch nachher ins Hotel.“ Ich begnügte mich damit, ihm lachend zuzunicken, denn ich wollte Gollner durch eine laute Zusage nicht noch mehr aufbringen. Mutter Gollner stand sprachlos da, was zwar eigentlich immer der Fall war; nur ihre großen Augen hatten sich hinter den Brillengläsern noch beträchtlich vergrößert und mit stummer Verachtung starrte sie dem davonstürmenden Uts nach. Da es mein freier Nachmittag war, so traf ich mich auch selbstverständlich mit Freund Uts nachher im Hotel und wir amüsierten uns bei unserem guten Diner noch über die eben beendete Komödie.

Uts hat übrigens vor einigen Tagen seine Frau aus Newyork hierher kommen lassen, da er ja als verheirateter Lehrer engagiert worden ist. Frau Gollner hatte sich gedacht, diese Dame würde ein willkommener Zuwachs zu ihrem Dienstpersonal in der Schule werden. Sie wollte ihr nämlich gegen freie Station die Reparatur der Wäsche der Jungens übertragen. Da hat sie denn aber Uts nur mit einem verächtlich spöttischen Blick gemessen und ihr gesagt er zöge es vor, seine Frau in einer Privatfamilie unterzubringen.

Frau Utsinger, die eine äußerst liebenswürdige, feine Dame deutscher Abstammung ist, wurde natürlich in unserem kleinen Kreis von gesinnungstüchtigen Leuten, der sich hier mit der Zeit gebildet hatte, mit Jubel begrüßt. Diesem Kreis gehört noch der ehemalige Pastor einer Baptistengemeinde an, die ihn kürzlich entlassen hat, da er ihrer Ansicht nach nicht mehr das „reine“ Evangelium predigte,

— deſſen Frau und eine Miß Longſtreet, deren Vater hier eine Villa beſitzt.

Der arme entlaſſene Paſtor verdankt ſein Mißgeſchick dem offen von der Kanzel herab ausgeſprochenen Zweifel an der Gottheit Chriſti.

Wir alle lernten uns am Strande beim Baden kennen; auch das war Herrn Gollner ein Dorn im Auge, denn unſeren Privatverkehr ſollten wir ebenfalls nach ſeinen Neigungen regeln. Wir taten dies aber nicht, und amüſierten uns infolgedeſſen ſo manchen Abend köſtlich miteinander.

Herrn Gollners geſellſchaftliche Ambitionen liegen auf anderem Felde. Er bildet ſich nämlich ein, daß es ihm gelingen wird, in hieſige reiche amerikaniſche Kirchenkreiſe hineinzukommen, aus denen er ſeine Schüler rekrutieren will. Zu dieſem Zweck muß die ganze Schule, Proteſtanten, Katholiken und Juden in die Presbyterianer Kirche gehen unter Führung eines Lehrers. Dort ſoll dieſer militäriſche Aufzug, wie wir ſagen würden „Eindruck ſchinden", erſtens durch die Uniform und zweitens durch die Frömmigkeit! Gollner ſelbſt glaubt an nichts.

Neulich haben ſich die beiden jüdiſchen Penſionäre, nette aufgeweckte Bengels, über dieſe Art Zwangsfrömmigkeit beſchwert.

„Schön," ſagte der Herr Direktor, „wenn ihr glaubt, ihr könnt nicht in die Presbyterian Church gehen, dann ſetzt ihr euch auf eure Stube und arbeitet!" Die Jungen haben an ihren Vater nach Newyork geſchrieben und ihn gebeten, ſie aus dieſer Anſtalt fortzunehmen.

Übrigens will ich noch erwähnen, daß unſer lieber Paſtor augenblicklich mit ſeiner ehemaligen Gemeinde wegen Zahlung ſeines Gehaltes prozeſſiert, da er ohne Kündigung entlaſſen worden iſt.

24. 8. 99. Heut nur einen ganz kurzen Brief, um Euch zu ſagen, daß mir geſtern eine ſehr vorteilhafte Stellung an einem großen und renommierten Knabenpenſionat in Newyork angeboten worden iſt, das ſeit vielen Jahren dort in einem der vornehmſten Stadtteile beſteht. Ich habe natürlich angenommen, d. h. ich werde den Beſitzer und Direktor, Herrn Weinert, auf ſeine Aufforderung hin am 8. September in Newyork treffen, um die weiteren Bedingungen feſtzulegen.

Ich werde in der Anſtalt wohnen und eſſen, und natürlich abwechſelnd mit den andern Lehrern „Dienſt" haben. Ich werde Deutſch und Franzöſiſch unterrichten und hoffe, 50 Dollar pro Monat Gehalt zu bekommen. Am 1. Oktober fange ich in der Schule an, aber am 27. September ſoll ich ſchon dahin überſiedeln.

Lebt wohl für heut, ſobald ich kann, ſchreibe ich Euch wieder.

Euer treuer Sohn.

Newyork, 11. September 99.

Geliebte Eltern!

Wie Ihr ſeht, kommt nun dieſer Brief ſchon aus Newyork, wohin ich am 1. September übergeſiedelt bin. Ich wollte ja eigentlich in Brielle bleiben, bis meine Tätigkeit an der Schule hier anfängt, um nicht einen ganzen Monat zu verlieren, aber da am 1. die meiſten Jungen auf Ferien gingen, erklärte mir denn Gollner, daß er meiner Dienſte nicht länger bedürfe, da ich ja ſowieſo am 27. September gehen wolle. So nahm ich mir alſo hier in Neuyork ein möbliertes Zimmer und war letzten Freitag in meiner neuen Schule bei Direktor Weinert, um dort die definitiven Arrangements wegen meiner Anſtellung zu treffen. Ich bin für 50 Dollars pro Monat engagiert und fange ſchon am 18. meine Tätigkeit an.

Er hat ſich natürlich einen Probemonat ausbedungen, wie auch ich, — das iſt hier immer ſo, denn man kann ja doch möglicherweiſe auf beiden Seiten ſehr enttäuſcht werden. Nach dieſem Probemonat wird ein Kontrakt für das Schuljahr gemacht, welches Mitte Juni ſchließt. Ich bin ſehr froh und zufrieden, denn jetzt bin ich an einem der größten und bekannteſten Newyorker Penſionate angeſtellt und kann hier viele Jahre bleiben, bis ich mich einmal ſelbſtändig machen kann.

Das Penſionat, das mit einer Tagesſchule verbunden iſt, liegt in der beſten Gegend von Newyork, dem ſogenannten

Millionärsviertel. Im Sommer gehen viele Schüler anſtatt nach Hauſe, für die Ferien mit Weinert in die Catskill Mountains, wo er ein großes Haus und Garten im Gebirge beſitzt, und dann dort eine Sommerſchule hält. Mit dem wiſſenſchaftlichen Unterricht wird es da natürlich nicht ſo ſtreng genommen, — 2 Stunden am Tage wird ſtudiert, die übrige Zeit iſt der Erholung gewidmet. Es beſuchen ungefähr 125 Schüler dies Inſtitut, davon wohnen aber nie mehr als 20 im Penſionat, die übrigen kommen nur zum Schulunterricht.

Der Direktor macht perſönlich einen außerordentlich feinen, gebildeten Eindruck, ganz das Gegenteil von dem Bauer in Brielle, der früher Tiſchler war! Ich bin ſehr froh, nun bald wieder zu arbeiten und zu verdienen, denn dieſe 3 Wochen hier in Newyork lebe ich natürlich von meinen Erſparniſſen, konnte für dieſe kurze Zeit keine Beſchäftigung finden.

Die letzten Tage in Brielle waren noch recht ſtürmiſch, vor allen Dingen zwiſchen Gollner und Utſinger, aber auch ich hatte eine Szene mit dem Herrn Prinzipal, die ſich hätte vermeiden laſſen, wenn nicht der ſchuftige Mr. Black wieder mal den Denunzianten geſpielt und Gollner von meiner Abſicht, nach Newyork zu gehen, in Kenntnis geſetzt hätte, noch ehe ich gekündigt. Er muß auf meiner Stube herumgeſchnüffelt und den Brief von Weinert aus Newyork gefunden haben, der in Engliſch geſchrieben war. Daraufhin erſuchte mich Herr Gollner eines Tages mit ganz merkwürdigem Geſichtsausdruck, in ſein Privatkontor zu kommen, und fragte mich dort, ob ich die Abſicht hätte, meine Stellung

aufzugeben. Ich ſchenkte ihm natürlich ſofort reinen Wein ein, und konnte auch die Bemerkung nicht unterdrücken, daß er dieſe Nachricht wohl von ſeinem Vertrauten, Mr. Black, bekommen habe. Woher er es wiſſe, ſei ja ganz egal, bemerkte er. Jedenfalls freue er ſich, noch rechtzeitig von meinen „Geſinnungen" gegen ihn Kenntnis zu bekommen! Auf weitere Diskuſſion ließ ich mich gar nicht ein, ſondern ſagte ihm ganz einfach, mir ſei die Stelle in Newyork angeboten worden, und da mir weder die Leitung ſeiner Schule, noch ſein perſönliches Verhältnis zu den Lehrern zuſage, ſo hätte ich angenommen. Seine Wut war ſo maßlos, daß er kaum ſprechen konnte und mir nur ganz kurz bedeutete, er bedürfe meiner Dienſte nicht mehr. Mein Gehalt für den Monat wurde mir ausgezahlt und ſomit war meine Verbindung mit dieſem merkwürdigſten aller Erziehungsinſtitute gelöſt. Auf ſeine Beſchuldigung, ich hätte den Vater der beiden jüdiſchen Penſionäre veranlaßt, ſeine Söhne nach Newyork zurückzurufen, antwortete ich einfach gar nicht.

Sein Bruch mit Uts, der ſich ſchon am 1. Auguſt vollzog, war tragikomiſch. Uts hatte ja ſchon ſeit längerer Zeit den Entſchluß gefaßt, am 1. Auguſt zu gehen, wollte aber dem Herrn Prinzipal noch einen Streich ſpielen, an den er lange zu denken habe würde. Nach allem, was vorangegangen, konnte ich das dem guten Uts auch gar nicht verübeln.

Zum 1. Auguſt war nämlich in Brielle durch öffentlichen Anſchlag und Zeitungsannoncen ein großes Schülerkonzert angekündigt worden zum Beſten der Armen der Presbyterian church.

Ein brillanter Geſchäftstrick, durch den Gollner ſich in den Brieller Kirchenkreiſen lieb Kind machen wollte, denn die Armen waren ihm völlig gleichgültig. Uts hatte ſeine „band“ prachtvoll im Zug und ein feines Programm aufgeſtellt und eingeübt. Die Kapelle ſpielte wirklich wunderhübſch, aber es gehörte auch eben dieſer Leiter dazu. Utſingers teufliſcher Plan ging nun dahin, dies Konzert im letzten Moment zu vereiteln. Am 31. Juli übte er noch vormittags mit wahrer Verve, ſo daß man ſeine Freude an den Leiſtungen ſeiner kleinen Kapelle haben konnte, und Gollner und Frau hörten mit fröhlichem Schmunzeln zu. Am Nachmittag forderte Uts plötzlich von Gollner ſein Monatsgehalt. Ob dieſem nun mit einem Male ein Licht aufging, oder ob Mr. Black wieder ſpioniert und denunziert hatte, kurz, er erklärte: „Ihr Gehalt bekommen Sie erſt morgen nach dem Konzert!“

„Dann kündige ich hiermit, Herr Gollner, und zu meinem Gehalt werde ich mir ſchon zu verhelfen wiſſen!“

Tableau! Lautlos maßen ſich beide einige Sekunden — Gollner Wut und Haß im Blick, — Uts Freude, Liſt und Tücke!

Ich wohnte dieſer Szene zufällig bei und hatte mein hölliſches Vergnügen daran. Dann machte Utſinger kurz Kehrt und beſprach mit mir draußen die weiteren Schritte. Gleich darauf gingen wir ins Dorf, Gollner ſtürmte zum Bahnhof. Wir zum Friedensrichter, er nach Newyork, um in zwölfter Stunde einen neuen Muſikdirigenten zu engagieren.

Das Reſultat war, daß der Herr Prinzipal am folgenden Morgen vom Friedensrichter verurteilt wurde, das

volle Monatsgehalt, sowie die Kosten des Verfahrens sofort zu bezahlen. Uts triumphierte — ich mit!

Den neuen Musikleiter hatte Gollner zwar an demselben Tage von Newyork mitgebracht, das Konzert aber war ein kolossaler Reinfall, und hat wohl Gollner und seine Schule für lange Zeit in Brielle lächerlich gemacht.

Die Kapelle spielte miserabel; der neue Dirigent hatte die kleinen Musiker natürlicherweise nicht in der Hand, vielleicht fehlte es dem so schnell Engagierten überhaupt an musikalischer Begabung, und dann bin ich überzeugt, daß die Jungen absichtlich falsch spielten, um dadurch ihre Parteinahme für Uts zu beweisen. Wir drei — er, seine Frau und ich — wohnten natürlich dem Konzert bei, und tranken nach jedem durchgefallenen und ausgepfiffenen Stück ein Glas auf unser Wohl.

Die beiden Käseblättchen des Dorfes brachten am nächsten Tage die niederträchtigsten Kritiken über dies Konzert der Gollner-„Akademie".

Vaterchen, Du weißt, ich bin im allgemeinen nicht schadenfroh, aber in diesem Falle müßte ich heucheln, wenn ich nicht zugeben wollte, daß ich mich mit Utsinger über diesen etwas bösartigen Streich gefreut habe. Gollner hatte sich in der ganzen Zeit zu taktlos und flegelhaft gegen uns Lehrer benommen, als daß man sich über diese wohlverdiente Lektion nicht hätte freuen sollen.

Utsinger und Frau blieben nach diesem ereignisreichen Tage noch 2 Wochen in Brielle in der Sommerfrische, womit ich natürlich sehr einverstanden war, denn wir haben

noch manchen vergnügten Abend an der See, im Hotel und in den Häuſern der drei bekannten Familien verlebt.

Hoffentlich iſt die Ernte gut hereingekommen, mein Vaterchen, namentlich auch die Kartoffeln, damit die Brennerei in dieſem Winter gute Erträge liefert. Schluß für heute.

Stets Euer alter treuer Sohn.

Newyork, 1. Oktober 99.

Heut will ich Euch nun einen ausführlichen Bericht über meine neue Stellung erstatten, geliebte Eltern. Du findest mein Gehalt nicht hoch genug, lieber Vater, aber Du hast wohl nicht bedacht, daß ich doch alles frei habe, Wohnung, Essen und Wäsche. Also habe ich von dem Geld nur meine Privatausgaben zu bestreiten, und werde sicher imstande sein, wieder jeden Monat etwas zurückzulegen. Für all Eure lieben Briefe und guten Wünsche danke ich Euch vielmals; ich hoffe ja hier nun wieder in einen sicheren Hafen eingelaufen zu sein und bin sehr zufrieden!

Meine Arbeit im Institut ist allerdings keine leichte; morgens $^1/_2$7 muß ich die Jungens wecken und beim Anziehen kontrollieren, um $^1/_2$8 Frühstück. Von 9—12 Schule, dann lunch; von $^1/_2$2—3 Schule, dann bis 5 Uhr Spazierengehen, von 5—6 Arbeitsstunde, um 6 dinner. Dann ist Freistunde, die jüngeren gehen um $^1/_2$9, die älteren um 9 ins Bett. Niemals dürfen die Jungen unbeaufsichtigt sein, es ist beständig ein Lehrer bei ihnen. Außer mir wohnt noch ein englischer Lehrer im Hause, und wir beide wechseln uns im Dienst ab.

Der regelmäßige Schulunterricht hat noch gar nicht angefangen, sondern beginnt erst nächste Woche, da diese Woche noch ganz Newyork, überhaupt das ganze Land, wegen der Rückkehr des Admirals Dewey aus Manila auf dem Kopfe

ſteht. Sie haben rieſige Ehrenpforten aus Gips aufgebaut, und die Koſten für Ausſchmückung der Stadt und Empfangsfeierlichkeiten ſollen gegen 80000 Dollars betragen! Das ſind Zahlen, nicht wahr? alles für einen Mann in zwei Tagen oder drei verbuttert. Wir haben doch 71 auch unſere heimkehrenden Helden gefeiert, aber damals iſt — im Vergleich hierzu — gewiß nicht ſolch „show“ gemacht worden.

Ein Klub hier in Newyork hat den Admiral zum Diner eingeladen, wo jedes Kuvert die Kleinigkeit von 100 Dollars (400 Mark) koſten ſoll! Wieviele Familien könnten von den Koſten dieſes Diners monatelang leben! Na, jeder nach ſeiner Façon!

Dem Admiral Dewey werden dieſe Feiertage auf Koſten ſeiner Perſon ſchauderhaft ſein, aber er muß ſie durchmachen, hilft ihm alles nichts! Er, der tapfere, kühne Seeheld, iſt ein außerordentlich beſcheidener einfacher Mann, dem ſchon eine Abendfete, wo er in full dress erſcheinen muß, eine Tortur ſein ſoll!

Morgen iſt ein jüdiſcher Feiertag; da muß ich mit meiner ganzen kleinen Geſellſchaft in die Synagoge gehen, die übrigens wunderbar ſchön und koſtbar ausgeſtattet iſt, wie mir auch der jüdiſche Gottesdienſt einen ſehr feierlichen Eindruck macht. Der Rabbiner, ein Deutſch-Ruſſe, iſt ein Monſtrum von Beredſamkeit und ein äußerſt netter, feiner Menſch.

Übrigens erfuhr ich eben von unſerm Direktor, daß das Abwechſeln der beiden Lehrer ſich nur auf das Spazierengehen nachmittags bezieht! im übrigen müſſen immer

beide auf dem Posten sein. Na, leicht wird der Winter gerade nicht werden, aber das schadet nichts — ich habe mein Brot und kann mir etwas ersparen.

Sämtliche Pensionäre und Tagesschüler hier sind Juden, der Direktor selbst auch, ein sehr feiner und gebildeter Mann, wie ich schon schrieb; er war vor 12 Jahren in Deutschland schon Gymnasiallehrer und unterrichtet hier auch selbst mit in der Schule.

4. Oktober. Heut sende ich Dir nun, geliebtes Vaterchen, die treusten Glückwünsche zum Geburtstage. Möchte doch nur alles, was das neue Lebensjahr bringt, für Dich zum Guten ausschlagen, und Du vor allen Dingen frisch und gesund bleiben!

Und nun meine innigsten Glückwünsche zu Annchens Verlobung! Das war ja eine gute, frohe Nachricht, die mir Muttchen in ihrem lieben heutigen Brief mitteilte. Wie merkwürdig sich das doch alles gefügt hat; daß Annchen als „Nonne", wie Du damals scherzhaft sagtest, nach Berlin gehen mußte, um dort ihr Herzensglück, ihr großes Lebensglück zu finden!

Und unserem Fritz geht es auch gut auf seiner neuen Stelle, das ist ja sehr erfreulich; hoffentlich glückt es ihm auch später, in einen angenehmen, selbständigen Wirkungskreis zu kommen und ein Weib zu nehmen.

Die andere Nachricht von dem möglichen Verkauf unseres lieben Heimatgutes beschäftigt mich auch natürlich sehr, und zwar ist es mir ein namenlos trauriger Gedanke, daß man vielleicht den alten Heimatflecken nicht mehr haben

wird, wenn man mal wieder nach Deutschland kommt, und für Euch muß es ja noch viel schwerer sein! Aber wie auch alles kommen mag, wenn wir nur Euch, ihr lieben Eltern, haben, dann gibt es ja auch immer noch ein Plätzchen, wo wir Kinder uns vom schweren Kampfe ums Dasein ausruhen und Trost und Erholung suchen und finden können. Wir alle bleiben doch die alten treuen, — Eltern, Kinder und Geschwister verbunden wie immer, und je älter wir werden, desto inniger!

Oft bildete ich mir schon ein, vollständig amerikanisiert zu sein, d. h. eben auch deutsche Sentimentalität abgestreift zu haben; aber dann braucht nur so ein liebes, trautes Gesicht aus der Heimat vor meiner Seele aufzutauchen, eine Erinnerung das Herz zu beschleichen, wenn ich abends allein auf meiner Stube sitze; dann sehe ich erst so recht wieder, was für Bande mich ans alte Vaterland fesseln, — und möchte heulen!

Ach was, Kopf oben! Da hätte ich mich bald in eine „Brüll"stimmung hineingeschrieben, wie die Schwestern sagen, — aber das ist auch so ein Abend heute — all die Nachrichten heut morgen — da wacht eben das Heimweh riesengroß auf!

Der andere Lehrer, der mit mir hier im Institut wohnt, ist ein ganz junges Kerlchen, eben von der Universität abgegangen, ein lieber, netter Mensch. Seine Mutter lebt hier und an seinen freien Tagen geht er zu ihr. Ich kenne ja niemanden und bleibe immer zu Haus, vielleicht lerne ich auch mit der Zeit nette Menschen kennen. Gestern Abend

waren wir mal beide zu Haus, ſaßen zuſammen auf meiner Stube und ließen uns zwei Flaſchen Bier holen.

Der Unterricht iſt nun ſeit zwei Wochen im Gange, ich habe alle Schwachen und Nachzügler im Deutſchen. In Franzöſiſch bekomme ich eine reguläre Klaſſe. Die Arbeit iſt, wenn auch gewohnt, doch nicht leicht, eben wegen der Schwachmatiker, die ich vorwärts bringen ſoll. Die Verpflegung iſt recht gut.

Nach dem Unterricht um 3 geht der Lehrer du jour mit den Jungen ſpazieren; ich gehe immer mit ihnen in den Zentralpark, er liegt uns ſehr nahe, iſt $2^1/_2$ Meile lang, $^1/_2$ Meile breit, und wunderſchön in ſeinen Anlagen. Außerhalb der Schule ſind die Bengels natürlich ſehr ungezogen, aber das ſind wir ja alle geweſen. Eigentlich iſt's nur einer, der mich durch wirkliche Frechheit ärgert, alle anderen ſind nur übermütig.

Von 5—7 iſt Arbeitsſtunde, ebenſo nach dem Abendbrot. Mit Exerzieren, military drill uſw. habe ich glücklicherweiſe nichts zu tun, das gibt's hier nicht. Es iſt aber auch eine entſetzliche Plage, amerikaniſche Jungens zu exerzieren, überhaupt zu dirigieren, — — dieſen Moment komme ich aus den oberen Schlafzimmern, wo trotz mehrfacher Ermahnung ein Höllenſpektakel und Geſchrei war. Ich habe eine ganze Stube wieder aufſtehen laſſen, und nun ſitzt jeder von den ſechs Jungen in einem dunklen Klaſſenzimmer und bläſt Trübſal. Aber ſie hatten mich vorher ſchon achtmal die Treppe hinaufgejagt durch ihren Skandal! Ja, nervenſtärkend iſt die Tätigkeit hier gerade nicht, aber ich werde mich ſchon allmählich daran gewöhnen.

Letzte Woche war nun also der feierliche Empfang des Admirals Dewey, der durch die Dekorationen, Menschenansammlungen und den Enthusiasmus großartig wirkte, wenngleich die Militärparade, d. h. der Marsch der verschiedenen Milizregimenter durch die Stadt, mit Dewey — im Wagen! — an der Spitze, nach deutschen militärischen Begriffen minderwertig erscheinen mußte. Die Stadt war aber halb toll vor Vergnügen und Enthusiasmus, der ja auch ganz angebracht ist, denn Dewey verdient geehrt zu werden. Jetzt ist's wieder verhältnismäßig ruhig, wenn auch noch viele Fremde in der Stadt sind. Man berechnet den Fremdenverkehr auf $1^1/_2$ Millionen.

Heute wird hier das 25jährige Jubiläum der Weinertschen Schule mit einer großen Gesellschaft gefeiert, man hört sie unten schnattern. Bis jetzt ist's noch keinem eingefallen, herauf zu schicken und mich aufzufordern, mit daran teilzunehmen. Was gibt's doch bloß für Menschen! Das sind nun Deutsche!

Ich hatte übrigens sehr liebe Briefe von meinem guten Mc. Tamley aus Harrisburg, meinem amerikanischen Vater. Nun will ich schnell meinen Brief schließen und ihn noch einstecken, damit er morgen mit dem Dampfer fortgeht. Ich schreibe bald wieder und grüße Euch alle herzlich

Euer treuer Sohn.

Brooklyn, 1. November 99.

Meine geliebten Eltern!

Verschiedene liebe Briefe von Euch und den Geschwistern sind inzwischen angekommen, und ich hätte sie längst beantwortet, wollte Euch aber keine unnützen Sorgen um mich bereiten. Seit dem 10. Oktober bin ich von dem Weinertschen Institut fort, und bin gleich hierher nach Brooklyn gegangen, weil man hier billiger lebt. Heute, wo ich wieder ruhiger bin und hoffnungsvoller in die Zukunft sehe, will ich Euch über alles genau berichten. Weinert hat mich also entlassen, weil ich mir zuweilen abends durch einen meiner Schüler, der notabene 19 Jahr alt ist, eine oder zwei Flaschen Bier auf meine Stube bringen ließ; das hat er, wie er sich ausdrückte, als eine „grobe Pflichtvernachlässigung" angesehen. Ich weiß ganz genau, daß ich all meine schweren Pflichten nach besten Kräften erfüllt habe, und muß mir selbst zugestehen, daß die genannte Sache keine Entlassung verdiente, überhaupt keine Pflichtvernachlässigung war. Auch mein guter alter Mc. Tamley schreibt z. B. darüber: „Was Sie taten, war kein Grund zur Entlassung, und die Leute haben wirklich keine Entschuldigung für ihre Handlungsweise."

Das ändert aber alles nichts an der Tatsache, daß ich wider Erwarten plötzlich entlassen wurde und mich nun seit drei Wochen beschäftigungslos hier herumtreibe und nichts

verdiene. Selbſtverſtändlich bin ich den ganzen Tag auf den Beinen, um mich nach einer Stellung umzuſehen. Zweimal war ich ſchon ſo gut wie engagiert, aber es zerſchlug ſich leider immer wieder. Morgen ſoll ich mich in Newyork bei einer Firma vorſtellen, wo ich mich für eine Stelle als Korreſpondent gemeldet hatte. Es ſcheint mir dieſe Firma nun allerdings ein Stellungsbureau zu ſein; dieſe Bureaux ſind mit Vorſicht zu genießen, weil oft unreell, aber ich werde mir jedenfalls morgen mal die Sache anſehen.

Alſo, liebſte Eltern, ſorgt Euch nur ja nicht um mich, ich komme ſchon vorwärts und finde eine gute Stellung. Meine Zeugniſſe öffnen mir ſicher wieder eine Türe, wenn die Gelegenheit kommt. Und wenn alles fehlſchlagen ſollte, kann ich mich hier immer noch einem Freiwilligenkorps anſchließen, auch in Südafrika wäre jetzt eine Chance. Na, aber es wird ſich ja ſchon hier wieder etwas Gutes finden, und wenn es der Fall ſein wird, dann will ich mein Schickſal preiſen und mich freuen, daß ich von Weinert entlaſſen wurde, und es zu keinem Kontrakt kam. Ich ſage Euch, man muß ſo etwas ſelbſt durchgemacht haben, um zu glauben, daß es ſolche unverſchämten Zumutungen einem gebildeten Menſchen gegenüber gibt.

Ich weiß nicht, ob ich ſchon ſchrieb, daß Frau Weinert von mir verlangte, ich ſollte dafür ſorgen, daß die Jungen an den beſtimmten Tagen ihre ſchmutzige Wäſche herauslegten, daß ſie gezählt und aufgeſchrieben wurde, und daß auch die Bäder richtig beſorgt wurden. Ich weigerte mich natürlich, dieſe untergeordneten Dienſtleiſtungen, die meiner Anſicht nach nicht in den Rahmen meiner Lehrtätigkeit paßten,

zu tun, was eine ſtete Quelle des Unfriedens zwiſchen Frau Weinert und mir bildete. Ferner mußte z. B. jeder Bengel am Montag ſeinen Sonntagsanzug zum Reinemachen herauslegen, und am Dienstag wurden die ſämtlichen gereinigten Anzüge in meiner Stube aufs Bett gepackt: „Nun teil du aus“. Da kam denn der eine heute, der andere morgen! Disziplin und Gehorſam vollſtändig unbekannte Dinge, und ſo lagen oft einige Anzüge den ganzen Tag auf meiner Stube herum. Natürlich hätte doch eins von den ſechs Dienſtmädchen einfach jedem Jungen ſeinen Anzug auf's Bett legen können, damit wäre die Sache abgetan geweſen, aber nein, das muß der Lehrer tun!

Was ſagt man wohl dazu?

Das ſchönſte war, daß der andere Lehrer, der Amerikaner, der ſich mit mir in den Dienſt teilte, davon verſchont blieb, der dumme Deutſche, ja, dem konnten ſie das zumuten! Der Amerikaner tat eben von derartigem Hausdienſt abſolut nichts; wenn er du jour hatte, ließ er einfach die Jungen tun und laſſen, was ſie wollten. Und das war wohl auch der eigentliche Grund, weshalb mich der Direktor entließ; er muß einen haben, der allen Hausdienſt allein tut. Der „Lehrer“, den er vor mir hatte, war ein ehemaliger preußiſcher Unteroffizier, der paßte da recht hin! Weinert ſagte ſelbſt einmal von ihm: „Ein guter Lehrer war er eigentlich nicht, aber ein guter disciplinarian!“ d. h. eben ein richtiger preußiſcher Frontunteroffizier, ein Drillmeiſter. Es ſoll ja ſogar auch in Deutſchland Leute geben, die ſich den preußiſchen Unteroffizier im Zivilkleid als Dorfſchulmeiſter wünſchen, — nicht wahr, Vaterchen?

Ein ſolcher „Lehrer“ à la preußiſcher Unteroffizier würde höchſtwahrſcheinlich die kleine Bande auch beim Spazierengehen beſſer beaufſichtigt haben, als dies mir gelang. Vielleicht hätte er ſie antreten laſſen, und teils im Schritt, teils ohne Tritt, einen Übungsmarſch durch den Zentralpark gemacht, gelegentlich unterbrochen durch kleine Zugbewegungen und intereſſante Felddienſtübungen. Ich ging jedoch mit meinen Jungen ſpazieren, wobei ſich natürlich die Schar in beträchtliche Länge ausdehnte. Da ich nun nicht wie ein Schäferhund ſtets hinten und vorn ſein konnte, ſo fehlten gewöhnlich ein oder zwei meiner Zöglinge, wenn wir wieder zu Haus anlangten. Sie amüſierten ſich jedenfalls inzwiſchen in irgend einer Grotte im Zentralpark, fuhren Boot oder ſaßen in einer ice-cream-Bude.

Na, da bin ich alſo nun glücklich raus, Schwamm drüber!

Und nun muß ich nochmals meine große Freude über Annchens Verlobung ausſprechen; ich kann mir ſo recht denken, wie froh und glücklich ſie nun wieder iſt, und wie ihr helles Lachen durchs Haus klingt wie früher. Innigſte Glückwünſche der lieben Schweſter, und viele Grüße Euch allen

von Eurem treuen Sohn.

Jerſey-City, N. Y. 10. Dezember 99.
c/o. Mr. Rolf.

Geliebteſte Eltern!

Weihnachten ſteht wieder vor der Tür und es iſt Zeit, daß ich ſchreibe, damit Ihr zum Feſt Nachricht von mir habt. Inzwiſchen hatte ich ja kurze Briefe und Karten an alle Geſchwiſter geſchrieben, noch als Dank für ihre Geburtstagsbriefe, — und Zeit hatte ich ja leider vollauf in meiner unfreiwilligen Untätigkeit, Eurer mehr noch wie ſonſt zu denken und an alle zu ſchreiben. So wißt Ihr, daß es mir gut geht, aber auch, daß ich leider noch nichts gefunden habe und daher natürlich ſehr knapp dran bin.

Aus der obigen Adreſſe ſeht Ihr, daß ich aus Brooklyn fort und nach Jerſey-City gezogen bin, ſozuſagen auch einer Vorſtadt von Newyork. Und zwar war das unter den jetzigen Umſtänden ein rechtes Glück für mich. Ein alter Freund von Milwaukee her, Rolf, von dem ich Euch ſchon früher erzählte, lebt jetzt hier, iſt verheiratet und in Newyork bei der Filiale der Elberfelder Farbenfabriken angeſtellt. Er forderte mich auf, ſo lange bei ihnen zu wohnen, bis ich etwas gefunden hätte, und ich nahm natürlich mit Dank an. So trägt es doch manchmal gute Früchte, wenn man ſeinem Nächſten hilft in ſchweren Tagen! Es ging Rolf eine Zeitlang recht ſchlecht in Milwaukee, und da

half ich ihm, soviel ich eben konnte. Möchte es ihm auch zum Segen gereichen, daß er mir jetzt hilft, über die schwere Zeit der Arbeitslosigkeit hinwegzukommen. Seine Frau ist eine Schweizerin, d. h. geborene Amerikanerin aus Milwaukee, die ich auch schon lange kenne; eine sehr tüchtige, gute Frau, die auch für alles geistige Streben großes Interesse hat, aber natürlich keine deutsche Salondame! Zwei allerliebste kleine Buben haben sie. Ich lebe hier bei den guten Freunden ganz still, helfe Frau Rolf soviel ich kann im Hause, und habe wenigstens mein Unterkommen und Essen, wenn auch der Mangel an angemessener Arbeit und Einnahme sehr deprimierend ist.

Der Teil der Stadt, wo wir wohnen, heißt Jersey-City Heights, weil er auf einer Anhöhe liegt. Auf der Newyorker Seite geht es steil bergab nach dem Städtchen Hoboken, wo die Hamburg-Amerika-Linie und der Bremer Lloyd ihre Docks haben. Hoboken wird auch scherzweise „Vorstadt von Hamburg" genannt, was sehr bezeichnend ist, denn die Hamburger Kaufleute betrachten ja tatsächlich eine Reise nach Newyork als wenig mehr wie eine Fahrt nach Kuxhaven. Außerdem konzentriert sich in Hoboken ein äußerst geselliges deutsches Leben. Deutsche Hotels, deutsche Vereine, deutsche Geschäfte geben der kleinen Stadt ein ganz deutsches Gepräge.

Auch für mich verbinden sich mit dem Namen Hoboken die ersten Eindrücke in Amerika, denn das Hotel, in dem ich vor sieben Jahren den einen Nachmittag zubrachte, ehe ich abends nach Milwaukee weiter dampfte, war das allgemein bekannte Hotel Meyer. Hier pflegen die meisten aus Deutsch-

land Eingewanderten die erſten Tage zu verbringen, beſonders, wenn ſie noch nicht entſchloſſen ſind, wohin ſie ſich dauernd wenden wollen. Viele bleiben dann ja allerdings auch gleich in Hoboken hängen, „weil's halt ſo gemütlich iſt, grad' wie in Deutſchland!“

Nur die Unſauberkeit in den Straßen iſt eher polniſch als deutſch oder amerikaniſch. Von Jerſey-City-Heights führt den ſteilen Abhang eine noch ſteilere Steintreppe hinab und da Rolfs oben auf der Höhe ganz in der Nähe dieſer Treppe wohnen, ſo gehe ich oft in dies, mir trotz allen Schmutzes ſympathiſche Städtchen hinab, weil es mich zum Fluß zieht. Es liegt ein eigentümlich prickelnder Reiz darin, und es drängt mich geradezu, zu den Docks zu laufen und die „Ozeanwindhunde“ einlaufen und abdampfen zu ſehen. Heimatsſehnſucht, Erinnerung, Hoffnung — alle möglichen Gefühle ſteigen in mir auf, wenn ich am Dock ſtehe und das Leben und Treiben beobachte.

Die Amerikaner fahren hinaus, um im fremden Lande ſchöne, neue Eindrücke zu gewinnen, die Deutſchen zur Heimat — zu meiner Heimat! Wann werde ich wieder unter dieſen Glücklichen ſein!

Bei den ankommenden Dampfern gibt's auch viel Intereſſantes zu beobachten. Da kommen die Amerikaner ausnahmslos vergnügt und froh zurück von all dem Schönen, das ſie draußen in der Welt erlebt, — die Deutſchen dagegen mit recht verſchiedenem Geſichtsausdruck. Die einen dreiſt und mutig, die meiſten aber Zweifel und bange Erwartung im Blick: „Wie wird mir's im fremden Lande ergehen? Was habe ich hier wohl zu erwarten?“ Ich muß

dabei natürlich immer an meine eigene Landung — vor ſieben Jahren — denken!

Hier an den Docks in Hoboken hatte ich in dieſer Zeit ſo manche Stunde zugebracht; am ſchmerzlichſten iſt mir's, wenn ſich dann langſam und majeſtätiſch einer der großen Dampfer in Bewegung ſetzt, und die Muſik an Bord ſpielt: „Muß i denn, muß i denn zum Städtle hinaus" oder „Deutſchland, Deutſchland über alles" — oder irgendein anderes bekanntes Volkslied.

So muß ich meine Zeit untätig hinbringen, denn fortwährend kann man nicht auf Stellungſuche ſein. Manchmal kommt Frau Rolf mit, das Baby im Kinderwagen vor ſich herſchiebend. Mittags kehren wir dann nach Haus zurück, ich helfe ihr für uns und die Kinder ein einfaches lunch bereiten, und abends ſitzen wir dann alle zuſammen und plaudern von der Heimat oder öfter noch von unſeren Ausſichten und Hoffnungen hier im Adoptivvaterland.

Über Mittag kommt Rolf nicht nach Hauſe. Wenn auch ſein Bureau im unteren Stadtteil Newyorks in der Nähe der Hoboken-Fähre liegt, ſo wäre es doch zu weit für ihn, zum lunch nach Haus zu kommen, da er nur eine Stunde Pauſe hat. Die Abende ſind aber dafür um ſo gemütlicher; da wird pitcher Bier getrunken, Tabak geraucht und geſchwatzt, ungefähr ſo wie in Milwaukee im vergangenen bohemian-times, nur daß man hier in einem geregelten Hausweſen lebt. Auch die beiden Jungen, die luſtigen Strolche, machen die Abende en famille ſo gemütlich und heimiſch. Rolf kann glücklich ſein, daß er dieſe Frau hat, denn bei ſeinen zum Teil bohémien-, zum Teil grand-seigneur-mäßigen

Gewohnheiten wäre er wohl hierzulande nie seßhaft geworden, sondern von Stadt zu Stadt durch die Union gestreift, und hätte nie den Frieden und die Ruhe dieser gemütlichen Häuslichkeit kennen gelernt.

Für mich hat sich bis jetzt trotz aller Bemühungen noch nichts gefunden, aber vielleicht ist einige Aussicht vorhanden, bei einer der deutschen Zeitungen in Newyork anzukommen. Der Redakteur der Newyorker Staatszeitung hat mir versprochen, sich hierfür zu interessieren. Er sowohl wie mehrere andere der dort und in anderen Zeitungsredaktionen angestellten Herren sind ehemalige Offiziere. Das erfuhr ich neulich, als der Chef mich einlud, im Preßklub mit ihm zu Abend zu essen. Ich wäre sehr glücklich, wenn ich dort ankommen könnte, ich bliebe dann doch in einem ähnlichen Beruf. Ich hatte jetzt auch gehofft, provisorisch in einem der großen Läden etwas für Weihnachten zu tun zu bekommen und mir eine Kleinigkeit zu verdienen, — aber es geht eben zu vielen so wie mir und die Konkurrenz ist zu groß, ich fand nichts.

Eben in diesem Augenblick bekomme ich von einer Dame aus Newyork die Anfrage', ob ich ihr deutschen Unterricht geben wollte; allerdings nur eine Stunde in der Woche, aber es ist doch immerhin ein kleiner Anfang. Vielleicht werde ich dadurch weiter bekannt und es glückt mir, ebenso wie in Harrisburg, mir hier mit der Zeit ein gutes Geschäft aufzubauen. Aber wenn auch! wenn es möglich wäre, würde ich viel lieber wieder in Deutschland sein, dort an irgend einer Staatsschule oder am Kadettenkorps unterrichten. Daß es Schwierigkeiten haben dürfte, glaube ich selbst, liebster

Vater, aber ſollteſt Du nicht vielleicht auf Grund der Zeugniſſe, die ich heut mitſchicke, doch einen Verſuch machen können in Berlin? Ich habe während meiner Kadettenzeit einige verabſchiedete Offiziere gekannt, die Zivillehrer am Kadettenkorps waren. Allerdings hatte der eine Marineleutnant, der in Lichterfelde Mathematik unterrichtete, das Abiturium gemacht; dagegen käme mir aber, falls ich mich um die Stelle als Sprachlehrer bewürbe, eine gründliche Kenntnis und Beherrſchung der engliſchen, eine ziemliche Kenntnis der franzöſiſchen Sprache und mehrjährige Erfahrung als Lehrer an verſchiedenen hieſigen Schulen zu ſtatten.

Das eine Zeugnis iſt vom Gouverneur von Pennſylvania, Mr. Haſtings, der mich darin dem Kriegsminiſter für die Ernennung zum Leutnant in der United States Army empfiehlt; das andere enthält nur die Beſtätigung, daß ich ſelbſt meine Bewerbung zurückgezogen habe. Hätte ich das nicht getan, ſo wäre im März meine Ernennung erfolgt, wie ich aus Waſhington erfuhr, aber ich tat es aus dem Grunde, weil ich ſo lange nichts aus Waſhington gehört hatte und daher glaubte, es würde doch nichts aus der Sache und ich brauchte vor allen Dingen meine Zeugniſſe anderweitig. Dieſer Brief von Haſtings könnte vielleicht inſofern einige Wichtigkeit bei Deinen eventuellen Bemühungen haben, als daraus erſichtlich, daß ich vom Staatsgouverneur von Pennſylvania hinſichtlich meiner geſellſchaftlichen Stellung und meines Charakters als geeignet befunden wurde — obgleich Ausländer! — eine Offiziersſtelle in der amerikaniſchen Armee zu bekleiden. So, das wäre das.

Von unſerem armen Freunde Culp muß ich Euch heut recht traurige Nachricht geben. Vor einigen Wochen ſchrieb er mir, daß er eine ſehr ſchwere Augenerkrankung gehabt hätte und faſt erblindet wäre durch falſche Behandlung, dann wurde es beſſer damit. Nun ſchreibt er vor ein paar Tagen, daß ſeine Augen ihn wieder beſtändig quälten, und daß außerdem ſeiner Eltern Haus bei Philadelphia abgebrannt, und ſeine unglückliche Mutter zur Unkenntlichkeit verbrannt im Bett gefunden wurde! Das iſt doch entſetzlich, und der arme, liebe Menſch iſt mir fortwährend in Gedanken! All das Unglück, nachdem er erſt ſo kurze Zeit verheiratet iſt! Wenn nur ſeine Augen ſich beſſern möchten, und der Unglückliche nicht wirklich erblindet!

Es gibt ſo ſchrecklich viel Elend, wo man hinſieht, daß man immer noch dankbar ſein muß für vieles, was man vor anderen voraus hat, Eltern, Geſchwiſter, Freunde und Geſundheit! Und die Hoffnung, daß mir doch einmal wieder die Glücksſonne hell und klar ſcheinen wird, die Sonne, die ſo mancher arme Menſch nicht einmal mehr ſieht!

Ich hatte übrigens heut eine kleine Freude; ich bekam von zwei Kameraden aus meinem lieben alten Regiment eine Karte, das erſte Lebenszeichen von ihnen, ſeit ich vor ſieben Jahren fortging.

Nun alſo, meine geliebten Eltern, Euch und allen lieben Geſchwiſtern ein fröhliches, glückliches Weihnachtsfeſt and a Happy New Year! Mit leeren Händen komme ich natürlich wieder, wie gewöhnlich, aber mit dem alten treuen Herzen, es wird ja auch hoffentlich mal wieder ein Weih-

nachtsfeſt kommen, wo ich Euch mehr geben kann als meine Liebe, wenn wir wieder alle vereint unter dem Weihnachtsbaum ſtehen in ungetrübter Freude. Bis dahin muß ich eben — allein feiern! Und wenn mir ja auch hier bei den amerikaniſchen Freunden ein Tannenbaum brennen wird, es iſt nicht die Heimat!

Digitized by Google

Newyork, 1. Februar 1900.

Mein geliebtes Gretelein!

Ich kann Dir gar nicht ſagen, wie ſehr ich mich über Deinen Brief mit den guten Nachrichten gefreut habe. Da wird wohl große Seligkeit bei den lieben Antons herrſchen über die Ankunft des Töchterleins, und nun habe ich nur die Bitte an die glücklichen Eltern, ſie möchten mich zum Paten der kleinen Ruth nehmen. Den Namen Ruth finde ich ſehr hübſch, wie überhaupt eigentlich alle altteſtamentlichen Mädchennamen, die ja hier in Amerika ſehr gebräuchlich ſind, wie auch Sarah, Rebekka, Rahel uſw., beſonders aber Ruth und Sarah. Auch meine Lieblingsſchülerin in Harrisburg hieß ja Sarah Mary.

Schreib' mir doch nur recht bald wieder, liebſte Grete, wie es dem Würmchen und ſeinen Eltern geht, was Ihr überhaupt alle zu Hauſe macht. Ihr ſeid in letzter Zeit ſo ſehr ſchreibfaul geweſen, und ich hungere ordentlich nach Nachricht von Euch allen. In der beſchäftigungsloſen Zeit wartete ich natürlich immer ganz beſonders auf Briefe, aber auch jetzt, wo ich wieder tüchtige Arbeit habe.

Ich bin ja nun ſeit einiger Zeit in angenehmer Stellung und Beſchäftigung und verdiene recht viel Geld. Alle meine Laufereien und Bemühungen waren ſchließlich doch von Erfolg gekrönt. Ich hatte mich nämlich auf eine Zeitungs-

annonce hin als Mitarbeiter bei einem kleinen engliſchen Wochenblättchen gemeldet, und wurde nach einigem Debattieren und Hin- und Herreden über meine Fähigkeiten bezüglich der von mir erwarteten journaliſtiſchen Leiſtungen mit 10 Dollars die Woche angeſtellt. Dieſes Käſeblättchen wurde vor einiger Zeit von drei Deutſchen gegründet; es führt den ſtolzen Namen „Guide and Directory for Landlords and Tenants“, iſt alſo, wie der Name ſagt, den Intereſſen der Hausbeſitzer und Mieter gewidmet. Daß es viele Auflagen erleben wird, glaube ich nicht. Wenn es ſich — und mich — nur zwei bis drei Monate über Waſſer hält; in der Zwiſchenzeit findet ſich was Beſſeres. Der Chefredakteur dieſes Blättchens iſt ein Ungar, der Deutſch mit ungariſchem Akzent und Engliſch faſt gar nicht ſpricht. Seine Leitartikel ſchreibt er Deutſch und dann muß ich ſie ins Engliſche überſetzen. Die Tätigkeit iſt nicht gerade aufreibend, denn für die paar Artikel hat man ja immer eine ganze Woche Zeit. Der Chef iſt viel unterwegs, um neue Aktionäre ſowie Annoncen zu erwerben, und ſo ſitze ich oft ſtundenlang allein auf dem Bureau, leſend, ſchreibend, rauchend, — weit in den bequemen Seſſel zurückgelehnt und die Beine auf dem Schreibtiſch.

Dieſe eben geſchilderte Tätigkeit übe ich bis nachmittags 5 aus, unterbrochen durch eine $1^1/_2$ ſtündige Mittagspauſe. Um 5 Uhr fahre ich up-town in mein neues boarding-house, denn von Rolfs bin ich natürlich der weiten Entfernung wegen fortgezogen, und da ich außerdem meine Abendſtunden noch anderweitig gewinnbringend verwerte. Ein reicher Geſchäftsmann, der ſeine meiſte Zeit außerhalb Newyorks, hauptſächlich in San Francisco zubringen muß, hat mich

nämlich als eine Art Erzieher und Mentor für seinen siebzehnjährigen Sohn engagiert. Ich wohne in demselben boarding-house wie mein Schüler. Der Vater bezahlt mir Wohnung und Verpflegung und außerdem 7 Dollars die Woche. Hierfür muß ich seinem Sprößling, namens Harry, meine Abende widmen, mich mit ihm über die wichtigsten Tagesfragen und politischen Ereignisse unterhalten, mit ihm lesen und ins Theater gehen. Außerdem soll ich auch körperlich und gesellschaftlich auf ihn einwirken, ihm gute Haltung und gute Manieren, hauptsächlich bei Tisch und im Salon, beibringen, woran es dem Jungen sehr fehlt. Der Vater wünscht mit einem Wort, daß ich aus seinem Sohn, wie er sagt, „einen feinen und angenehmen Gesellschafter" mache. Das ist nicht so ganz leicht, denn sowohl die körperliche Haltung wie die Manieren des guten Harry müßten fortdauernd korrigiert werden. Zur Besserung seiner Haltung gehe ich zuweilen mit ihm in eine Turnhalle, wo ich ihn alle möglichen Übungen vornehmen lasse, und außerdem mit ihm Florett fechte. Geistig ist der Junge aufgeweckt und ganz interessant und hat sich sehr an mich angeschlossen.

Die andere Gesellschaft im Hause ist amüsant und angenehm. Vor allen Dingen tragen zwei niedliche kleine junge Mädchen viel zur Anregung und zum „repartee" bei Tisch bei. Die eine ist städtische Lehrerin, die andere bereitet sich eben auf ihr Examen vor.

Meine doppelte Tätigkeit als Käseblättchen-Tintenkuli und Erzieher bringt mir das hübsche Sümmchen von 17 Dollars die Woche ein und außerdem habe ich mein Leben frei. Natürlich ist das alles nur provisorisch, denn dem Blättchen

verſpreche ich, wie geſagt, keine lange Lebensdauer, und mein Mentorpoſten bei Harry König hört im Frühjahr auf, wenn er zu ſeinem Vater geht. Das Ziel, das ich jetzt hier vor Augen habe, iſt, bei einer der großen Zeitungen, wenn möglich bei der „Staats", dauernd anzukommen, und den erſten Schritt, um dies zu erreichen, habe ich bereits vor einiger Zeit getan, als ich noch bei Rolfs wohnte.

Wie ich ſchon ſchrieb, hatte mir der Chefredakteur der Staatszeitung verſprochen, mich eintretendenfalls aushilfsweiſe zu beſchäftigen, und da es damals gerade auf der Redaktion beſonders viel zu tun gab, wurde ich für 5 Nächte zur Aushilfe angenommen, wofür es 4 Dollars pro Nacht gab. Die Arbeitszeit war nachmittags von 4 bis 7 und dann von 9—2 Uhr morgens. Ich arbeitete im Auslandsdepartement, und meine Tätigkeit beſtand darin, daß ich europäiſche Kabeldepeſchen aus dem Engliſchen ins Deutſche übertrug. Es iſt eine angenehme und intereſſante Arbeit und ich wäre gern gleich für immer da geblieben, — na, was nicht iſt, kann ja noch werden! Jedenfalls habe ich ſchon gemerkt, daß der Chefredakteur ſich für mich intereſſiert. Daß ſeine damaligen Verſprechungen keine leeren Redensarten waren, hat er ja ſchon dadurch bewieſen, daß er mir dieſen vorübergehenden Verdienſt zuwandte.

Vor einigen Tagen traf ich mich mal mittags mit Rolf in der Stadt, und wir aßen in einem Lokal, in dem man ſich auf hiſtoriſchem Boden befindet. In dieſem Haus hatte nämlich Waſhington während des Unabhängigkeitskrieges eine Zeitlang ſein Hauptquartier aufgeſchlagen. Dieſe Tatſache wird auf einer im Lokal hängenden Bronzetafel den

Beſuchern verkündet. Die „San Francis' Tavern“ iſt aber auch deshalb ein beliebtes Reſtaurant, weil man dort einen guten Happen ißt.

Nun hoffe ich bald von Dir, liebſtes Gretchen, weitere Nachrichten über die neu angekommene Nichte Ruth zu hören.

Herzlichſte Grüße

von Deinem treuen Bruder.

Newyork, 5. Juli 1900.

Geliebte Eltern!

Nun ist es also geschehen, und unser altes, liebes Heimatgut verkauft! Wie schwer das Euch allen geworden ist, kann ich mir denken und mir selbst kommt es wie eine Unmöglichkeit vor, einmal wieder nach Deutschland zurückzukehren und Euch nicht mehr auf der alten Scholle anzutreffen, auf der sich in frohen wie in trüben Tagen alle Familiemitglieder zusammenfanden. Aber es wird ja wohl das beste sein, was Du getan hast, lieber Vater, besonders, da keiner von uns Brüdern — so wie die Verhältnisse liegen — imstande ist, zu dir aufs Land zu kommen und später einmal an Deine Stelle zu treten. Daß Ihr nach Berlin ziehen wollt, wird ja die verheirateten Geschwister sehr freuen, und auch für uns Ausländer ist's immer am leichtesten zu erreichen. An Eurer Stelle würde ich aber nicht Berlin selbst, sondern einen der Vororte wählen, vielleicht gefällt Euch Lichterfelde.

Als ich vor zwei Jahren in Deutschland war, habe ich mir natürlich den Schauplatz meines zweijährigen dortigen Kadettendaseins wieder angesehen und war erstaunt, in wie prächtiger Weise sich die Wüstenei, die es im Jahre 88 noch war, entwickelt hat. Ganz Lichterfelde ist ja ein großer Garten geworden, ich glaube, einen schöneren Vorort könnt Ihr in nächster Nähe von Berlin kaum finden. Als ich im Jahre

88 Lichterfelde verließ, konnte man die Villen zwiſchen dem Potsdamer Bahnhof und der Kadettenanſtalt zählen. Der Weg zum Bahnhof führte durch Sand. Zwiſchen der Anſtalt und dem Anhalter Bahnhof ging die Elektriſche durch urwaldähnliche Wüſteneien, hin und wieder ſah man auf dem rieſigen Lichterfelder Terrain eine Villa. Wirklich bebaut war nur ein kleiner Teil des Ortes, das alte Dorf. Und was war nun in dieſen zehn Jahren aus dem dürftigen settlement geworden! Ich erkannte den Ort kaum wieder und mußte mir den Weg nach der Anſtalt zeigen laſſen.

Der alte Carſtenn hat leider das Emporblühen ſeiner Gründung nicht mehr erleben ſollen. Die Sorge um ſeinen unverſchuldeten finanziellen Zuſammenbruch hat ihn wohl vorzeitig ins Grab gebracht. Ihr kennt ja gewiß alle das tragiſche Geſchick der Familie.

Vetter Max habe ich übrigens mitgeteilt, daß unſer altes Gut verkauft iſt; auch ihn wird es ſchmerzlich berühren, da er ja dort in jungen Leutnantsjahren eine zweite Heimat gefunden und manche glückliche Stunde verlebt hatte.

Heute kann ich Euch nun auch die frohe Mitteilung machen, daß ich ſeit einiger Zeit feſt in der Redaktion der Groß-Newyorker Zeitung angeſtellt bin. Es gibt hier ja allerdings keine 4 Dollars pro Nacht, wie ich ſie als Aushilfe bei der Staats-Zeitung bekam, ſondern nur 14 Dollars die Woche, aber auch damit kann man hier in Newyork leben, und vor allen Dingen, — es iſt ein feſtes Einkommen. Der Chef-Redakteur der Staats-Zeitung hat mir dieſe Stelle beſorgt, indem er mich dem Redakteur der Groß-Newyorker aufs wärmſte empfahl. Außerdem hat er mir ja ſchon früher

verſprochen und es mir jetzt wiederholt, daß er mich zur Staats-Zeitung nehmen will, ſowie dort eine Vakanz eintritt.

Es arbeitet ſich hier auf der Redaktion ſehr gemütlich, die Tätigkeit iſt genau dieſelbe wie bei der Staats-Zeitung, nur daß ich hier nicht mit Auslandsſachen beſchäftigt werde, ſondern über Staats- und ſtädtiſche Angelegenheiten zu ſchreiben habe. Das Abendblatt der Groß-Newyorker iſt der Newyorker Herold, zum Unterſchied von dem engliſchen Blatt — Herald — meiſt „Der deutſche Herold" genannt. Die Redakteure vom Abendblatt und vom Morgenblatt arbeiten auf einem großen Saal; die vom Abendblatt vormittags, und wir Nachtvögel von 4 Uhr nachmittags bis 1 Uhr morgens. Es ſind alle ohne Ausnahme Originale, die Kollegen, mit denen ich zuſammen arbeite, und trotz der Verſchiedenheit der Anſichten iſt mir keiner direkt unſympathiſch. Sie alle ſind anſtändige, gebildete, kluge Menſchen und das genügt für einen angenehmen und harmoniſchen Verkehr.

Da iſt erſtens der Chef-Redakteur, Emil Reis; hager, blaß, ſchwarz, kluge Augen, goldene Brille, im ganzen ein bißchen mephiſtoähnlich. Dazu geborener Elſäſſer, im allgemeinen Deutſchenhaſſer und aus Überzeugung Sozialiſt. Dieſelbe Anſicht in politiſcher Beziehung teilen drei der anderen Kollegen: Dr. Emmens, Wald und Gruner. Emmens hat nur kurze Zeit in Deutſchland ſtudiert und dann in der Schweiz ſeinen Doktortitel erworben. Wald war ſchon in Deutſchland und zwar in Stuttgart Journaliſt, und Gruner hat eine ganz abenteuerliche Vergangenheit hinter ſich. Er wurde, glaube ich, aus Deutſchland ausgewieſen und ging nach der Schweiz. Dort verhalf er einer ruſſiſchen Nihiliſtin zur Flucht und

mußte dann ſelbſt fliehen, ging nach Italien, dann nach Frankreich, ſpäter nach Deutſch-Oſtafrika und landete ſchließlich in Amerika. Dieſe kurzen Angaben über ſein Leben hat er mir neulich ſelbſt gemacht, doch ſcheint mir noch manches aus ſeiner Vergangenheit in ein geheimnisvolles Dunkel gehüllt zu ſein, — ich werde wohl ſpäter noch mehr darüber erfahren.

Der fünfte der Kollegen iſt ein ehemaliger Paſtor Frieder. Ob er in Deutſchland ſchon Geiſtlicher war, weiß ich nicht, jedenfalls war er hier in Amerika Paſtor einer lutheriſchen Gemeinde und hat vielleicht aus demſelben Grunde wie mein geiſtlicher Freund in Brielle ſeine Stellung aufgeben müſſen. Frieder iſt ein ganz guter Routine-Journaliſt, aber kein geiſtvoller Menſch, der irgendwelche beſonderen oder originellen Charaktereigenſchaften beſitzt.

Zuweilen gibt's hier auf der Redaktion einen ganz gemütlichen Krakehl. Nach 12 Uhr, wenn die Hauptarbeit getan iſt, wird natürlich über alles Mögliche debattiert, die Tagesereigniſſe, wichtige Nachrichten aus dem Aus- und Inlande werden beſprochen, auch deutſche Verhältniſſe im allgemeinen und die neueſten Ereigniſſe im alten Vaterlande kritiſch beleuchtet, wobei natürlich die vier Sozialiſten immer gegen mich ſind. Wenn die Debatten auch manchmal ſehr hitzig werden, ſogar Grobheiten in der Luft herumfliegen, ſo endet doch ſtets alles friedlich, weil keiner es dem anderen übelnimmt, daß er ſeine eigene Anſicht hat, ſondern ſie reſpektiert, wenn ſie auch noch ſo ſehr gegen die eigene Überzeugung iſt.

Nur wenn über den Kaiſer geſchimpft wird, iſt vielleicht manchmal die Gefahr vorhanden, daß die Debatten in Tätlich-

keiten ausarten, denn dann mache ich nämlich gehörig das Maul auf und ſage ihnen die Wahrheit! Ja, ländlich — ſittlich! Wer etwa die Idee hat, daß man auf dieſe Majeſtätsbeleidigungen mit einer Forderung antworten ſollte, der kennt nicht die hieſigen Verhältniſſe. Eine Lachſalve würde die Antwort ſein, und nichts wäre dadurch gewonnen oder geändert. Im Grunde genommen ſind auch alle dieſe Redensarten und Witze über den Kaiſer nicht ernſthaft oder bösartig gemeint.

Glaubt nur nicht etwa, liebſte Eltern, daß dieſes Blatt eine Arbeiterzeitung oder überhaupt eine Zeitung mit ſozialiſtiſchen Tendenzen iſt; im Gegenteil, die Groß-Newyorker iſt ausgeſprochen republikaniſch, d. h. ſie vertritt die Intereſſen des Großkapitals, der Induſtriellen, überhaupt der reichen Leute. Daß die genannten Herren nebenbei ihr ſozialiſtiſches Steckenpferd reiten, iſt ihr Privatvergnügen, das mit der Zeitung nichts zu tun hat. Auch von Tauſenden von deutſchen Arbeitern, die zur republikaniſchen Partei gehören, wird die Groß-Newyorker Zeitung geleſen. Der Sozialismus hat hierzulande überhaupt keinen Boden, weil es dem Arbeiter im allgemeinen ſehr gut geht, er keinen Grund zur Unzufriedenheit hat und weil er weiß, daß ſeine Intereſſen beſſer von einer der beiden großen Parteien, den Republikanern oder den Demokraten wahrgenommen werden, wie von der als politiſche Partei kaum in Frage kommenden American Federation of Labor. Und ſelbſt dieſe Arbeiterpartei hat nicht einmal unbedingt den Sozialismus auf ihre Fahne geſchrieben.

Auch bei den Wahlen kommen nur die beiden großen Parteien in Betracht, da nur ſie über die enormen Geldmittel

verfügen, die zu einer Wahlkampagne notwendig ſind. In den Säckel der Parteien fließen die Moneten ſowohl durch die freiwilligen Beiträge der reichen Parteimitglieder, welche von der Herrſchaft der einen oder anderen eine Förderung ihrer Intereſſen erwarten, wie auch durch Brandſchatzung — anders kann man es kaum nennen — der Beamten, die der Parteiorganiſation ihre Stellung verdanken. Außerdem müſſen auch die neu aufgeſtellten Kandidaten für die verſchiedenen Ämter ſchon vor ihrer Wahl Beiträge an die Kampagnekaſſe zahlen.

So koſtet z. B. die Kandidatur für das Richteramt 15 000 Dollars, für den Kongreß 4000 Dollars, zum Stadtrat 1500 Dollars uſw. Aus dieſen Einnahmen allein bezieht z. B die demokratiſche Partei der Stadt Newyork, genannt Tammany, jährlich 125 000 Dollars. Von den enormen Summen, die eine Wahlkampagne koſtet, könnt Ihr Euch einen Begriff machen, wenn ich Euch ſage, daß eine Präſidentſchafts-Kampagne beiden großen Parteien zuſammen die Summe von ungefähr 5 Millionen Dollars, 22 Millionen Mark koſtet. Mit dem Gelde werden zunächſt die Wähler zum Teil direkt gekauft. Dieſer Stimmenkauf gelingt natürlich nur bei der niedrigſten Sorte des amerikaniſchen Bürgers, der oft ſogar ſeine Naturaliſation durch betrügeriſche Manipulationen von ſeiten der Partei erlangt hat, für die er wählen ſoll. Dieſes „Stimmvieh", die unterſte Klaſſe des Proletariertums, zu welcher Neger und eine Menge minderwertiger Einwanderer, vor allem aus den europäiſchen Südſtaaten gehören, gibt ſeine Stimme an der Wahlurne für den Preis von 2, 3 bis 5 Dollars her. Nach jeder

Wahl werden von der ſiegenden Partei alle Beamten der anderen Partei entlaſſen und durch die eigenen erſetzt. Das iſt die Beute des Siegers; fort mit euch von der Krippe, jetzt ſind wir an der Reihe!

Bei dieſem Ämterwechſel handelt es ſich nicht etwa nur um die hohen und höchſten Ämter im Staat und in der Gemeinde, ſondern auch um kleine ſtädtiſche Pöſtchen, bis herunter zur Reinemachefrau im Rathaus!

Bei der Präſidentenwahl in dieſem Jahre ſtehen ſich wieder dieſelben Kandidaten wie vor vier Jahren gegenüber; bei den Republikanern William Mc. Kinley, bei den Demokraten William Jennings Bryan. Vorausſichtlich werden die Republikaner wieder ſiegen, denn die Ideen, für welche ſie in dieſer Kampagne eintreten, ſind bei der ganzen Nation populärer, wie die der Demokraten, und der gewählte Präſident verpflichtet ſich durch ſeine Wahl, für das einzutreten, was von der Partei, die ihn zum Kandidaten aufgeſtellt hat, in der Kampagne-Platform zum Partei„issue“ gemacht worden iſt. Die Republikaner treten nun diesmal für Expanſion und Militarismus ein, außerdem natürlich wie immer für Hochſchutzzoll, während die Demokraten für den ſogenannten Anti-Imperialismus eintreten. Das iſt koloſſal unklug von ihnen, jetzt gleich nach dem ſiegreichen Kriege mit Spanien, der in der ganzen Union im wahrſten Sinne des Wortes populär geweſen iſt. Dazu kommt noch, daß Bryan bei dieſer Wahlkampagne nicht von ſeinen breit getretenen Ideen über die Silberwährung läßt.

Von dem ſchrecklichen Unglück hier werdet Ihr natürlich in den Zeitungen geleſen haben. Acht Tage ſind es

jetzt her, daß die Docks und die Schiffe des Norddeutschen Lloyd in Hoboken in Brand gerieten, und immer noch werden Leichen ans Tageslicht befördert. Man glaubt, daß im ganzen mindestens 300 Personen umgekommen sind. Aus den ausgebrannten Dampfern Saale und Bremen sind noch lange nicht all die Unglücklichen herausgeschafft. Am Sonnabend wurden 70 Opfer der Katastrophe begraben, und es machte einen erschütternden Eindruck, den unendlich langen Leichenzug unter ergreifender Trauermusik, gefolgt von den Offizieren und Mannschaften des Lloyd und der Hamburg-Amerika-Linie, sowie vielen Privatpersonen, nach dem Kirchhof ziehen zu sehen.

Die Szenen bei dem Brand sollen entsetzlich gewesen sein! Den Unglücklichen, die sich unter Deck befanden, war durch die Flammen jeder Weg nach oben abgeschnitten. Sie versuchten durch die engen runden Fensterlöcher — die Ochsenaugen — ins Freie zu gelangen, was natürlich nicht möglich war. Viele steckten daher mit Kopf und Händen zum Schiff heraus und flehten um Rettung — und keiner konnte sie retten! Alles was unter Deck war, mußte langsam und elend verbrennen. Hunderte sind ja allerdings auch gerettet worden, solange es noch möglich war. Es muß in den brennenden Schiffen der reine Höllenkessel gewesen sein. Das entsetzlichste bei dieser ganzen Katastrophe ist eigentlich, daß eine Menge Schleppdampfer den Fluß füllten und die Kapitäne sich weigerten, die über Bord gesprungenen, dem Feuer entronnenen Unglücklichen in ihre Fahrzeuge zu nehmen, da sie keine Bezahlung für ihre Rettung leisten konnten. „Geld oder stirb!“ und sie ließen mehr als hundert vor

ihren Augen verſaufen, wo ſie nur die Hand auszuſtrecken brauchten, um ſie zu retten. Beſonders gegen zwei dieſer Schleppdampferkapitäne wird dieſe Beſchuldigung erhoben, es ſollen Irländer ſein, heißt es. Die Bundesregierung in Waſhington hat ſtrenge Unterſuchung angeordnet. Jetzt liegen die rauchenden kahlen Trümmer auf dem Platz, auf dem noch vor acht Tagen das regſte Leben auf den Docks herrſchte, und drei der ſchönſten Dampfer ſtecken als Wracks im Schlamm des Fluſſes!

Da iſt viel Politik in meinem Brief diesmal, liebſte Eltern. Aber da die aufregende Wahlkampagne immer näher rückt, werde ich wohl noch öfter auf dies Thema zurückkommen, wenn es Euch nicht langweilt. Die Politik reißt hier eben jeden mit ſich fort, weil ſie mit einem Fanatismus betrieben wird, den man in Deutſchland nicht kennt.

Newyork, 3. Oktober 1900.
Crotona-Park.

Liebste Eltern!

Ihr seht, ich bin schon wieder einmal gemavt, und zwar geht's bei mir immer gleich von einem äußersten Ende Groß-Newyorks zum anderen, in diesem Falle von Brooklyn nach Bronx. Der Crotona-Park liegt ganz im Norden der langgestreckten Insel, auf der Newyork sich ausdehnt. Man ist hier schon ziemlich auf dem Lande, und der gerade meinem Hause gegenüberliegende Park, die frische Luft und die Ruhe lassen mir den diesmaligen Wohnungswechsel in sehr günstigem Licht erscheinen. Seit Anfang August bin ich nun schon hier in der Waldeinsamkeit, und es gefällt mir vorzüglich, da besonders auch die Familie, bei der ich mich einquartiert habe, aus liebenswürdigen und gebildeten Menschen besteht. Es ist ein junges Ehepaar Ehrhardt; der Mann ist Architekt und leistet in seinem Beruf meiner Ansicht nach Hervorragendes, kann aber als Deutscher wegen der amerikanischen Konkurrenz schwer aufkommen. Wir haben uns schon recht angefreundet und machen oft die schönsten Spaziergänge zusammen.

Wenn ich von schönen Spaziergängen rede, so ist das natürlich nur für hiesige Verhältnisse verstanden; man freut sich eben immer, wenn man aufs Land hinausgeht, schon

der Bewegung, der Luft und des Erdgeruchs halber, denn Naturſchönheiten im eigentlichen Sinne des Wortes gibt es hier bei Newyork nicht, abgeſehen von der ſo leicht zu erreichenden See, die ja zu jeder Jahreszeit ihren Reiz behält. Schöne große Wälder, Seen, hübſche Spazierwege und gute Reſtaurants, wo man ſich nach langer Wanderung niederlaſſen und erfriſchen kann, das alles ſind unbekannte Dinge hier. Aber immerhin, ſchon daß der Park mit ſeinen grünen Bäumen mir jeden Morgen beim Erwachen direkt ins Fenſter winkt, iſt eine große Freude für mich, da ich bis jetzt doch immer mitten im Häuſermeer gewohnt habe, ohne Baum und Strauch.

Unangenehm bei dieſem Draußenwohnen iſt nur der weite Weg, den ich zweimal jeden Tag zu machen habe. Ich fahre nämlich von der an der anderen Seite des Parks gelegenen Hochbahnſtation eine volle Stunde bis in die Stadt. Dort liegt dann allerdings die Station City Hall direkt vor der Tür meiner Redaktion. Nachts beim Nachhauſefahren iſt dieſer Verluſt einer Stunde Schlaf natürlich noch unangenehmer, und wenn ich auch auf der Heimfahrt nachts um eins oft verſuche, in der Hochbahn ein Nickerchen zu machen, ſo iſt mir dies Gelüſte ſchon verſchiedentlich ſchlecht bekommen. Ich bin nämlich bereits ein paarmal über meine Station bis zur Endſtation hinausgefahren, auch dort weder von ſelbſt aufgewacht, noch von einem Schaffner geweckt worden, ſondern mit demſelben Zuge gleich wieder zur Stadt hinuntergefahren. Wenn ich dann an der Station City Hall plötzlich aufwachte, war ich natürlich zuerſt ganz „flabbergasted“ und dachte wohl, der Zug ſei nach meinem

Einſteigen noch gar nicht abgefahren, bis mich ein Blick auf die Uhr belehrte, daß bereits über zwei Stunden vergangen, ſeitdem ich die Redaktion verlaſſen. Dieſe Fahrt up-town nimmt mir eine weitere Stunde von meinem Schlaf; von meiner Station, die den originellen Namen Wendover Avenue hat, muß ich außerdem noch 20 Minuten durch den Park gehen, ſo daß ich dann nach dieſer unfreiwilligen nächtlichen Spazierfahrt um $^1/_2$5 Uhr morgens ſtatt um 2 ins Bett komme. In ſolchen Fällen ſchlafe ich natürlich bis 3 Uhr nachmittags — wenn Ehrhardt mich in Ruhe läßt; aber er macht vormittags gern Streifzüge mit mir in die Umgegend. Wenn ich mich hierzu habe überreden laſſen, bin ich allerdings nachmittags auf der Redaktion ſo müde, daß ich faſt einſchlafe, infolgedeſſen leiſte ich mir dieſes Vergnügen nur ſelten.

Unſer Chefredakteur, Emil Reis-Mephiſto, hat neulich geheiratet und uns allen dadurch einen fröhlichen Feſttag bereitet, denn die ganze Redaktion war natürlich eingeladen. Eine kirchliche Trauung fand nicht ſtatt, das junge Paar ließ ſich einfach im Straßenanzug von einem Richter zuſammengeben. Abends war dann eine hübſche Hochzeitsfeier im Hauſe der Schwiegereltern. Da viele Journaliſten anweſend waren, fehlte es nicht an Geiſt, Witz und Humor, der ſich in zündenden Tiſchreden äußerte. Nach dem Diner wurde natürlich getanzt, dazwiſchen kamen wieder witzige Deklamationen zum Vortrag und wir ſangen nach alten Melodien verſchiedene zu dieſer Gelegenheit verfaßte Lieder — auch ich hatte eins verbrochen!

Ich lernte an dieſem Abend übrigens auch die Frau und die drei reizenden Töchter von Wald kennen. Gruner, Emmens und ich ſind für nächſten Sonnabend zu ihnen eingeladen, und freuen uns, den Flirt dort fortzuſetzen. Beſonders entzückend iſt das jüngſte Töchterlein, Viola, die es mir, ich will's Euch geſtehen, ſehr angetan hat!

Frau Ehrhardt hat mir geſtern mein vierfenſtriges, großes, ſchönes Zimmer mit den herrlichſten Blumen aus ihrem Garten geſchmückt, und es macht einen ganz reizenden, traulichen Eindruck, obgleich es gar nicht nach der Mode der amerikaniſchen Chambres garnies eingerichtet iſt. Es liegt z. B., was mir ſo ſehr angenehm iſt, kein Teppich auf den hell lackierten Dielen, die Fenſter haben freundliche, weiße Gardinen, kurz die ganze Einrichtung iſt mehr deutſch als amerikaniſch. Damit will ich nicht ſagen, daß die amerikaniſchen Wohnungen ungemütlich ſind; nur kann ich die durchs ganze Zimmer gehenden Teppiche im Schlafzimmer nicht leiden. Sonſt — muß man wirklich ſagen — wohnt der Amerikaner im allgemeinen bequem und luxuriös. Ich habe bei meinen häufigen Wohnungsſuchen dieſe Verhältniſſe ziemlich genau kennen gelernt. Vor allen Dingen muß es einem auffallen, daß der Handwerker und Arbeiter ſoviel viel beſſer wohnt, als dies in Deutſchland der Fall iſt. In der Regel bewohnen dieſe kleinen Leute ein „flat" von 3 bis 4 Zimmern. Dazu gehören: ein parlor, zwei Schlafzimmer, nach hinten heraus die Küche, und daran anſchließend fehlt natürlich nicht das Badezimmer. Im parlor ſtehen Polſtermöbel, bequeme Schaukelſtühle, hübſche Schränke und Tiſche; wo eine Tochter im Hauſe iſt, iſt auch gewöhnlich das Klavier da. Der Fußboden

ſtets mit einem Teppich bedeckt, kurz es iſt eine Einrichtung, wie man ſie in Deutſchland nur beim kleinen Bürger, beim ſogenannten beſſeren Mittelſtand finden würde.

Von dieſen flat-Wohnungen ſind in einem Hauſe gewöhnlich ſechs, in jedem Stockwerk zwei. In anderen Städten hat es der Arbeiter bezüglich der Wohnungsfrage noch beſſer. So habe ich in Philadelphia, Milwaukee, Cleveland und Baltimore geſehen, daß die meiſten Arbeiter in den suburbs (den Vororten) in der eigenen cottage wohnen, die noch dazu von hübſchem Garten umgeben iſt. Wenn man dagegen bedenkt, wie unſere Arbeiter und Handwerker in Deutſchland wohnen, nicht nur in den großen Städten, wo ſie in unglaublichen Mietskaſernen zuſammengepfercht werden, ſondern noch viel mehr auf dem Lande, ſo wundert man ſich wahrlich nicht, daß alljährlich Tauſende von brauchbaren Arbeitskräften dem Vaterland durch Auswanderung entzogen werden. Einer hört es vom anderen und folgt ihm ins Land der Fleiſchtöpfe.

Mir fällt dabei unſere alte Grunſchellſche aus dem Dorfe ein, die nach Amerika ausgewandert war und an andere Leute im Dorf ſchrieb: „Ick ſetz' de janze Dag uff'm Pliſchſopha, un duh niſcht!“ Im Dorf glaubte ihr das natürlich kein Menſch und alle ſagten, die Alte ſchneidet auf, aber es iſt ſicherlich wahr geweſen. Es ſind ja vor und nach ihr viele aus P. nach Amerika ausgewandert.

Die für ſeine Verhältniſſe luxuriöſe Wohnung iſt aber nicht das einzige, was der amerikaniſche Arbeiter vor dem deutſchen voraus hat. Da die Löhne in Amerika zwei bis dreimal, ja in einzelnen Fällen — z. B. im Bau- und Zimmer-

handwerk — viermal ſo hoch ſind als in Deutſchland, ſo braucht er ſich nicht etwa auf Koſten der Wohnung in anderer Beziehung etwas abgehen zu laſſen. Er ißt dreimal täglich ſein Fleiſchgericht und geht wie ein gentleman gekleidet, ſelbſt auf dem Wege zur Arbeit. Wieviel beſſer der Arbeiter hier in Amerika geſtellt iſt, begreift man aber erſt, wenn man ſich überlegt, daß die Mittel zum notwendigſten Lebensunterhalt, alſo die Preiſe für Wohnung, Nahrung und Kleidung nicht höher ſind als in Deutſchland. Teurer iſt hier nur alles, was dem Vergnügen dient, alles, was an Luxus grenzt, was man alſo entbehren kann. Dazu gehört vor allem folgendes: Dienſtboten, Spazierenfahren, Reiſen, in feinen Reſtaurants wie bei Delmonico, Lüchow und im Café Martin dinieren, Theaterbeſuch und — last not least — das Kneipenleben, das heißt der gewohnheitsmäßige Abendſchoppen, der ſich bis in die small hours ausdehnt. „Ach, ich trinke ſolide mein Gläschen Bier", denkt mancher Deutſche. Er kalkuliert aber falſch!, denn das Bier iſt hier verhältnismäßig teuer, wenn wenn man die kleinen Vogelnäpfchen von Gläſern und den großen Durſt der Deutſchen im heißen Sommer in Betracht zieht. Es klingt wenig: 5 Cents für ein Glas Bier; wenn man jedoch an einem Tage, wo das Thermometer 95° im Schatten zeigt, halb verſchmachtet Erquickung an der bar ſucht, ſo iſt der erſte Durſt noch lange nicht nach dem dritten Glas geſtillt, das nicht größer iſt als ein gewöhnliches Rotweinglas. Es gibt nicht mehr als zwei gute Schlucke her; wem nun noch dazu das amerikaniſche Bier nicht zuſagt, wer nur importiertes trinkt, und das tun viele Deutſche, der hat für

dieſelbe Vogelnäpfchenportion das Doppelte zu zahlen, alſo für drei Gläschen Bier 30 Cents oder 1,20 Mark.

Darum trinken auch ſo viele ihren Abendſchoppen in Geſtalt von pitcher-Bier zu Hauſe, oder ſie halten ſich den edlen Gerſtenſaft in Flaſchen, direkt von der Brauerei bezogen. Eine Ausnahme von dieſen teuren Bierverhältniſſen habe ich nur in Milwaukee kennen gelernt. Da gab es einige saloons, über deren Tür in großen Lettern geſchrieben ſtand: „Two for five“. In dieſen Lokalen wurden alſo für 5 Cents zwei Glas Bier verſchänkt; die Gläſer waren dabei größer und das Bier nicht ſchlechter als anderswo. Gettelmannſches Bier gab es allerdings nicht in dieſen saloons; doch habe ich dies prachtvolle Getränk auch hier in Newyork noch nicht zu ſehen bekommen, überhaupt nicht, ſeitdem ich von Milwaukee fort bin, abgeſehen von dem vergnügten Kneipabend in Harrisburg, zu dem uns die Gettelmannſche Brauerei verholfen hatte.

Doch nun möchte ich noch einiges über die Wohnungen ſagen. Jede dieſer vorher beſchriebenen flat-Wohnungen iſt ſo eingerichtet, daß die Hausfrau ſehr wenig Arbeit hat. In den beſſeren flats, die 15 bis 18 Dollars den Monat koſten, findet der Mieter laufendes kaltes und heißes Waſſer in Küche und Badezimmer, ſowie Dampfheizung in der ganzen Wohnung. Ferner geht vom Keller durch ſämtliche Etagen ein Fahrſtuhl, auf dem alle Lieferanten die Waren direkt bis in die Küchen hinaufſchicken. Der Bote drückt unten am Fahrſtuhl auf den betreffenden Knopf, oben in der Küche klingelt's und ſagt der Hausfrau: „Hier kommt etwas für dich.“ Wenn ſie alſo will, braucht ſie überhaupt keine Beſorgungen zu machen.

Noch ein Wort über die Wäſche im Hauſe, die für die amerikaniſche Hausfrau ſehr einfach iſt. Unter der Waſſerleitung in der Küche ſteht ein rieſiger Waſchtrog aus Zink, in dem alle Montag gewaſchen wird. Am Sonnabend wird die Wäſche eingeweicht, am Montag ſtehen die Frauen um 4 Uhr auf und dann geht's los. Um 8 Uhr hängt alles auf der Leine, und Dienstag früh, ſpäteſtens Dienstag mittag liegt alles fix und fertig gebügelt wieder in den Kommoden. Ich habe nie verſtehen können, warum man in Deutſchland die „ſchwarze" Wäſche 4 bis 5 Wochen liegen läßt und dann eine ſogenannte „große Wäſche" veranſtaltet. Dieſe genaue Kenntnis der Waſchverhältniſſe habe ich ja erſt hier durch meinen Verkehr in deutſch-amerikaniſchen Familien gewonnen, aber ſie werden wohl auch ſo ſtimmen!

Auch zum Aufhängen der Wäſche z. B. braucht die im vierten Stock wohnende Hausfrau nicht etwa auf den Hof hinunter oder auf den Trockenboden hinaufzugehen, das hat ſie viel bequemer. Von ihrem Küchenfenſter aus iſt nämlich quer über den Hof bis zu einem hohen, eingerammten Pfahl eine Leine gezogen. Dieſe doppelte Leine läuft am Küchenfenſter wie an dem Pfahl auf Rollen, ſo daß ſie vom Fenſter aus mit leichter Mühe herangezogen und zurückgeſchoben werden kann. Auf dieſe Weiſe wird die ganze Wäſche zum Trocknen aufgehängt und auch wieder abgenommen. Schön ſehen ja die Hinterhöfe an Waſchtagen nicht gerade aus, wenn ſo aus jeder Etage heraus eine Leine mit Wäſche geſpannt iſt, und dieſen Anblick hat man jeden Montag.

Bekanntlich beurteilt man den Reinlichkeitsgrad einer Nation nach dem Verbrauch von Waſſer und Seife, und danach

gemeſſen iſt der Amerikaner auch an ſeinem Körper der reinlichſte Menſch der Welt.

So am I! Darum ſchließe ich jetzt mit dem ſchönen Wort meines verehrten Kollegen und Mitjournaliſten von der Staatszeitung, John Rich Eſq.: „Ihne dasſelbige wünſchend yours truly“.

Dein alter Junge.

Newyork, 15. Dezember 1900.

Geliebte Eltern.

Es ist 1 Uhr nachts, eben sind die Kollegen fortgegangen, ich habe den Nachtdienst und muß bis 2 auf der Redaktion bleiben, das ist willkommene Zeit für mich, um an Euch zu schreiben. Um 2 geht die Zeitung zur Presse, und dann ist auch mein Tagewerk beendet. Gruner, Wald und Frieder sind in das Lokal von Knieriem nebenan gegangen, um Skat zu spielen. Hier bei Knieriem verkehren viele Journalisten, von uns, vom Herold und vom Morgen-Journal. Das Lokal ist primitiv, aber ganz gemütlich, wenigstens kommt es uns, die wir nicht verwöhnt sind, so vor. Auch bekommt man für wenig Geld Speise und Trank, und das hat man um 2 Uhr morgens nötig, wenn man seit 7 Uhr nichts gegessen; ich werde also nachher, wenn ich fertig bin, auch noch hingehen. Wenn man nachmittags um 3 zu Knieriem kommt, dann trifft man oft den alten Most dort. Der jetzigen Generation ist wohl der in Deutschland übel berüchtigt gewesene Anarchist und sozialdemokratische Abgeordnete wenig bekannt, aber Du, lieber Vater, wirst gewiß schon von ihm gehört haben. Den Lebenslauf des alten Kerls kenne ich zwar nicht, aber ich glaube, er mußte vor vielen Jahren Deutschland verlassen, weil ihm seiner anarchistischen Umtriebe wegen der Heimatboden zu heiß wurde.

Hier gibt er jetzt ein anarchiſtiſches Blatt in deutſcher Sprache, „Die Wahrheit", heraus. Die deutſchen Anarchiſten, die es in Newyork gibt, könnte man allerdings zählen, aber „Die Wahrheit" hat doch ſo viele Leſer, daß der alte Schw..... d ſein Leben friſtet. Man nimmt weder ihn, noch ſein Blatt ernſt; es wird gewiſſermaßen als Witzblatt betrachtet, ſo knotig, zotig und gemein es auch geſchrieben iſt.

Äußerlich iſt Moſt ein ſehr harmloſes Menſchenkind, und niemand würde ihm ſeine blutrünſtigen Ideen anſehen, — ein alter, häßlicher Kerl mit einem rieſigen Kropf. Bei Knieriem hat er ſeine Redaktion aufgeſchlagen, die aus ihm, einem runden Kneiptiſch, Papier, Bleiſtift und einer Whiskypulle beſteht. Letztere begeiſtert ihn zu ſeinen blutigen Artikeln und darf nie fehlen. Wenn er nicht ſchreibt, ſteht er an der bar, ſäuft ebenfalls Whisky und ſchwadroniert dazu. Die um ihn herumſtehenden Journaliſten machen ſich eigentlich über ihn luſtig; wie geſagt, er iſt harmlos, und ſelbſt durch ſeine verpeſtete Phantaſie und ſeine giftige Feder kann er hier in Amerika wenig oder gar kein Unheil anrichten. Moſt hat den ſehr bezeichnenden Spitznamen „Ferſchte-killer"! Nachts iſt er glücklicherweiſe nie bei Knieriem, ſondern ſchläft wohl ſeinen Rauſch aus, ſo daß man gemütlich ſeinen lunch verzehren, — lunch nennt man nämlich einen kleinen Imbiß zu irgend einer Tages- und Nachtzeit — und bei den Kollegen kiebitzen kann, ohne ſich über Moſt ärgern zu müſſen. Wenn ich nach Schluß der Redaktion noch irgendwo eine Erfriſchung ſuche, dann wird es natürlich auch 5, bis ich ins Bett komme, aber ich kann ja auch bis nachmittags um 3 ſchlafen. Oft gehe ich nach Schluß der Redaktion in den

Preſſeklub, wo man noch ungeſtörter und gemütlicher zuſammenſitzt. Dort treffe ich dann Kollegen von der Staatszeitung, meiſt dieſelben, die Herren v. Mellow, Ricken, Kant, Thoms, dazu komme ich als fünfter, und im Lauf des Morgens wird dann gewöhnlich das halbe Dutzend voll. Wir vergnügen uns mit Klavierſpiel und Geſang — deutſche Soldatenlieder muß ich ihnen oft vorſingen — ſowie Bier und Zigarren ausknobeln. Der deutſche Preſſeklub liegt ganz in der Nähe aller deutſchen Zeitungsredaktionen, und faſt alle Deutſchen, auch einige engliſche Journaliſten ſind ordentliche Mitglieder. Viele andere, reiche und angeſehene Deutſche — auch Amerikaner, gehören dem Klub, aber als außerordentliche Mitglieder an, ſo daß man dort ſtets angenehme Geſellſchaft, intelligente Unterhaltung und Anregung in jeder Beziehung findet. Der Klub iſt daher mein zweites Heim geworden. Ich bin nicht nur in den frühen Morgenſtunden, ſondern auch ſonſt in meiner freien Zeit viel dort. Das Klubhaus iſt Eigentum der Mitglieder, ein maſſives, dreiſtöckiges Steinhaus, einfach, aber komfortabel eingerichtet, mit großem Billardzimmer, Speiſeſaal, Bibliothek, Verſammlungszimmer, ſogar Badezimmer, ſo daß einem dort zum behaglichen Aufenthalt wirklich nichts fehlt. Die Mitgliedſchaft beim deutſchen Preſſeklub hat aber auch in anderer Beziehung ſeine Vorteile. Der Klub gehört nämlich, wie auch alle anderen Journaliſtenvereine in den Vereinigten Staaten, zu dem großen Geſamtverband, dem deutſch-amerikaniſchen Journaliſten- und Schriftſtellerverein, welcher hilfsbedürftige Mitglieder der einzelnen Vereine unterſtützt, und außerdem aus einer Sterbekaſſe den Hinterbliebenen ver-

ſtorbener Mitglieder 300 Dollars auszahlt. Aus einer Alterverſorgungskaſſe können außerdem alte und verſorgungsbedürftige Mitglieder in ein Altenheim eingekauft werden. Der Newyorker Preſſeklub zahlt in Krankheitsfällen ſeinen Mitgliedern 7,50 Dollars die Woche.

Das ſind doch alles famoſe Einrichtungen, nicht wahr?

Die deutſche Preſſe hat überhaupt — wie in ganz Amerika, ſo beſonders in Newyork — einen guten Klang, und daher hat auch die deutſche Bevölkerung viel für ihre Vertreter übrig. So wird z. B. hier in Newyork als Benefiz für den deutſchen Preſſeklub alljährlich eine Vorſtellung im Grand Opera-house gegeben, deren Reinertrag ſich doch immer auf 3—4000 Dollars beläuft. Dieſe Vorſtellungen würden wahrſcheinlich nicht ſtattfinden, wenn nicht ſeit vielen Jahren ſchon der Direktor der großen Oper ein Deutſcher geweſen wäre. Die Unterſtützung der deutſchen Preſſe durch das Deutſchtum iſt ſehr erklärlich, wenn man bedenkt, welche ſchweren und hohen Aufgaben ſie hierzulande zu erfüllen hat. So vielſeitige Pflichten hat wohl keine andere Preſſe! Für die hier eingewanderten Deutſchen, die überhaupt von der Heimat noch etwas halten, bildet die deutſche Preſſe den Kitt, der ſie mit dem Vaterland zuſammenhält. Die Nachrichten aus der alten Heimat, welche jede hieſige deutſche Zeitung bringt, würden die meiſten hier lebenden Deutſchen ohne die Preſſe überhaupt nicht erlangen können. Die deutſche Preſſe kämpft für die Anerkennung deutſcher Sitten, Lebensgewohnheiten und Anſichten, wenn ſie von amerikaniſcher Seite angegriffen werden. Sie hält alles das hoch, was dem Deutſchen teuer iſt; ſie fördert ſeine Geſelligkeit und trägt mit dazu bei,

daß die Kinder deutſcher Eltern hierzulande doch immerhin einiges Verſtändnis für das Land ihrer Väter bekommen, wenn auch bedauerlicherweiſe oft die heranwachſende deutſch-amerikaniſche Jugend eifrig beſtrebt iſt, alles Deutſche, was den Eltern heilig iſt, vollſtändig von ſich abzuſtreifen und ſich ſogar ſchämt, Deutſch zu ſprechen. Dieſes unnatürliche Gefühl wird noch vielfach dadurch von den Eltern genährt, daß ſie in geradezu ſtrafbarer Schwäche im Hauſe mit den Kindern engliſch radebrechen, oder es dulden, daß dieſe auf eine deutſche Frage engliſch antworten.

Allerdings darf man nicht verkennen, daß es ſelbſt für einſichtsvolle, gebildete deutſche Eltern ſehr ſchwer iſt, bei der Erziehung der Kinder den richtigen Weg zu finden. In dieſen Familien wachen ja die Eltern ſorgſam darüber, daß die Kinder, ſolange ſie im Hauſe ſind, Deutſch ſprechen; dann aber kommen ſie in die öffentliche Schule, dort treffen ſie mit anderen Engliſch ſprechenden Kindern zuſammen, der Unterricht iſt Engliſch und das Kind wird oft von den Mitſchülern ſeines mangelhaften Engliſch wegen verſpottet, als dutch bezeichnet. Da beſonders Kinder gegen ſo etwas ungemein empfindlich ſind, ſo iſt die Folge davon nur zu oft, daß ſich ein förmlicher Haß, mindeſtens ein ſtarker Widerwille gegen das Deutſche feſtſetzt. Man kann es erleben, daß Kinder deutſcher Eltern noch in ſpäten Jahren die Tatſache, daß ſie deutſcher Abkunft und nicht als Vollamerikaner angeſehen worden ſind, als etwas Demütigendes empfinden und ſich möglichſt von jeder Erinnerung daran frei machen. Natürlich äußert ſich das ganz beſonders im Fallenlaſſen jeglichen Gebrauchs der deutſchen Sprache, auch in Namens-

änderungen. In den Schulen wird den Kindern schon in ganz berechtigtem Patriotismus — Ihr werdet es vielleicht Chauvinismus nennen, — das Gefühl, daß sie als Amerikaner allen anderen Völkern weit voranstehen, so fest eingeimpft, daß dagegen nichts anderes aufkommt.

Allerdings gibt es auch deutsche Schulen, Kirchen- oder Privatschulen, aber diese sind teuer, während die öffentlichen Schulen nicht nur den Unterricht, sondern alle Lehrmittel unentgeltlich geben. Und was das für den Familienetat bedeutet, liebes Vaterchen, das weißt Du ja aus eigener Erfahrung.

Die Kirchenschulen wirken zwar sehr segensreich, da sie die Kinder länger dem deutschen Einfluß erhalten, aber sie sind an Zahl nicht ausreichend, um besonders ins Gewicht zu fallen, und nur wohlhabende Gemeinden können sich diesen Luxus leisten. Außerdem befürchten die Eltern nicht mit Unrecht, daß die Kinder, wenn sie dann in die Lehre treten oder eine höhere Schule besuchen, den gleichalterigen, durch eine öffentliche Schule gegangenen Kameraden im Englischen nicht ebenbürtig sind.

In gebildeten amerikanischen Kreisen weiß man den Wert der deutschen Sprache wohl zu schätzen; die Kinder deutscher Eltern aber nehmen den Vorteil, die Sprache spielend zu lernen, nicht wahr, und müssen dann vielleicht im späteren Leben durch teure Privatstunden das nachholen, was sie im Elternhause versäumt haben. Im Aufnahmeexamen für jedes bessere College im Lande wird heutzutage — wie ich aus meiner Lehrtätigkeit in Harrisburg genau weiß, — eine recht umfassende Kenntnis der deutschen Sprache verlangt.

Die ſchönſte und höchſte Aufgabe aber, die der deutſchen Preſſe hier zufällt, iſt eine patriotiſche oder ſogar diplomatiſche. Die anſtändige hieſige deutſche Preſſe — allen voran die Staatszeitung — iſt nämlich bemüht, die freundſchaftlichen Beziehungen zwiſchen Deutſchland und Amerika aufrecht zu erhalten und zu fördern.

Es iſt zwei Uhr geworden, liebſte Elterchen, ich bin glücklicherweiſe nicht durch einlaufende Depeſchen geſtört worden, und will nun mein Geſchreibſel beendigen. Es iſt viel von Preſſe und Journalismus die Rede darin, hoffentlich langweilt es Euch nicht, aber gerade hier auf der Redaktion kamen mir ſo dieſe Gedanken in die Feder, als ich mir vergegenwärtigte, daß ich ja nun auch ein Teil der bedeutendſten Großmacht der Welt bin!

Nun will ich Euch nur noch allen ein frohes Weihnachten und glückliches neues Jahr wünſchen.

In alter Liebe

Euer treuer Sohn.

Newyork, 2. Februar 1901.

Liebſtes Muttchen.

Einen ganzen Monat ſind wir ſchon wieder im neuen Jahr und ich habe Euch noch nicht für Eure lieben Weihnachtsgeſchenke gedankt, über die ich mich ſo ſehr gefreut habe. Weihnachten war diesmal reich an Arbeit und arm an Vergnügen für mich.

Am Sonnabend vor dem Feſt waren allerdings Gruner, Floß und ich bei unſerem Kollegen Emmens zum Weihnachtsbaum eingeladen und der Abend verlief friedlich, aber wehmütig, da wir alle vom Heimweh gepackt wurden und ein bischen heulten, aber den heiligen Abend ſelbſt und den erſten Feiertag habe ich auf der Redaktion zugebracht.

Bei Emmens gab es zum Weihnachtsdiner deutſchen Haſenbraten, eine große Delikateſſe hier, da der richtige Haſe aus Europa importiert werden muß. Sogenannte Haſen gibt es hier ja auch, es ſind aber entweder Dachhaſen oder Karnickel, mit weißem Fleiſch und ſehr fadem Geſchmack. Nach Tiſch braute uns Emmens einen ſchönen Punſch, gute Zigarren und Bier gab es auch; ſo hätten wir alſo bei munterer Rede ganz vergnügt ſein können — aber der Tannenbaum brannte und duftete, und es kam keine rechte Stimmung auf, da ein jeder von uns an die Seinen daheim dachte — es fehlte eben doch der rechte heimatliche Weihnachtsduft!

Als ich nun noch dazu die lieben alten Weihnachtslieder ſpielte, fingen die anderen an, ſich energiſch zu räuſpern und die Brillengläſer zu putzen. Dr. Emmens photographierte uns drei nachher. Ich ſchicke das Bild heut mit, und Ihr ſeht, auf meiner Naſenſpitze ſitzt ein dickes „Perlen-Tränen-Tröpfchen"! Gruner und ich ſaßen an dem Abend noch lange bei Knieriem und er erzählte mir noch manches Intereſſante aus ſeiner bewegten Vergangenheit.

Ich hatte für den heiligen Abend und den erſten Feiertag eine Einladung von einer reizenden Familie Friedländer bekommen, von der ich wohl bis jetzt noch nichts geſchrieben hatte. Ich bin mit den Leuten auf ganz merkwürdige Weiſe bekannt geworden. Herr Oskar Friedländer hat hier in Newyork ein großes Holzexportgeſchäft, und liefert ſeit Jahren für die deutſche Armee die Hickoryſtangen, aus denen die Deichſeln für die Feldgeſchütze gemacht werden. Als er nun kürzlich in Deutſchland war, um auf der Artilleriewerkſtatt in Spandau neue Kontrakte für Lieferungen abzuſchließen, hatte er in dieſer Angelegenheit mit Bruder Anton zu verhandeln, der ihm erzählte, daß ich in Newyork ſei und ihm Grüße für mich auftrug. Zu meinem größten Erſtaunen erhielt ich dann eines Tages einen Brief von einem mir gänzlich unbekannten Herrn Friedländer, der mir mitteilte, er habe mir Grüße von meinem Bruder aus Spandau zu beſtellen, ich möchte ihn doch einmal auf ſeinem Bureau aufſuchen. Dies tat ich natürlich ſehr bald, und habe ſeitdem ſchon viele frohe und genußreiche Stunden in der liebenswürdigen Familie verlebt. Ja, Sonntag mittags bin ich ſogar meiſt bei Friedländers und es tut mir immer leid,

wenn ich dann um 4 Uhr ſchon wieder den geſelligen Kreis verlaſſen und auf die Redaktion gehen muß. Es war doch auch wieder ſehr freundlich, daß ſie mich zu Weihnachten eingeladen hatten, leider wurde eben nichts daraus.

Schon im vergangenen Herbſt habe ich reizende Tage bei Friedländers auf ihrem country-seat in Atlantic Highlands verlebt, wenn ich ſo manches Mal „for the week-end" (nämlich für Sonnabend und Sonntag) mit Herrn Friedländer zuſammen per Dampfer nach dem idylliſchen Villenſtädtchen hinausfuhr, das auf einer Anhöhe weit draußen am Hafen liegt. Von hier aus habe ich dann oft mit dem Fernrohr die einlaufenden und abfahrenden Dampfer beobachtet. Mit aller Gewalt zog es mich, als wenn ich direkt nach Hoboken laufen und mit hinausfahren müßte, und plötzlich vor Euch hintreten in Eurem hübſchen neuen Heim in Lichterfelde.

Vor einigen Tagen war ich übrigens zum Einweihungsdiner auf der neuen Yacht „Victoria Luiſe" der Hamburg-Amerika-Linie eingeladen, die hier zum erſtenmal landete. Die Geſellſchaft feiert nämlich die erſte Landung jedes neuen Dampfers im hieſigen Hafen durch ein Diner, das ſie an Bord des Dampfers der Preſſe gibt. Von jeder Zeitung geht dann einer hin. Zu dieſer Victoria-Luiſe-Feier hatte die Redaktion mich als Vertreter entſandt, worüber ich mich natürlich ſehr freute. Man verlebt einige gemütliche Stunden in Geſellſchaft der Schiffsoffiziere uud der Kollegen ſämtlicher Newyorker Zeitungen, auch der engliſchen. Schade war nur, daß dies Diner nachmittags um 2 Uhr ſtattfand und ich um 7 Uhr wieder auf der Redaktion ſein mußte. Ich hatte der vorzüglichen Küche und den brillanten Weinen alle Ehre an-

gedeihen laſſen und erledigte meine alltägliche Arbeit mit beſonderem Schwung. Als der Chefredakteur meine Manuſkripte las, ſagte er zum großen Gaudium der ganzen Redaktion:

„Lieber W., Sie machen heut ſoviele Ausrufungszeichen, und die ſehen alle ſo aus, als wenn ſie ſagen wollten: „Lafitte! Lafitte! Lafitte!“

Zum 23. Februar hat die Deutſche Abteilung der Columbia-Univerſität die Mitglieder des Preſſeklubs zu einem Kommers eingeladen. Es beſteht nämlich zwiſchen dem Deutſchen Preſſeklub, der Deutſchen Abteilung der Univerſität Columbia und dem Literariſch-Wiſſenſchaftlichen Verein von Morriſania ein ſogenannter Dreibund. Jedes Jahr um dieſe Zeit findet bei einem der drei Vereine ein deutſcher Kommers ſtatt, zu dem die beiden anderen eingeladen werden. Daß die Deutſche Abteilung der Univerſität Columbia ſich mit den beiden anderen deutſchen Verbänden zu dieſem Dreibunde vereinigt hat, iſt ein erfreuliches Zeichen des Verſtändniſſes für deutſche Beſtrebungen, deutſche Sitte und die deutſche Sprache. Die jungen Studenten ſprechen faſt alle ein gutes Deutſch und es iſt eine Freude, einen Abend mit ihnen zu verbringen.

Im vorigen Jahr war der Kommers im Preſſeklub und geſtaltete ſich zu einer ſogenannten beefsteak-party. Da wurden nämlich während des ganzen Abends am Roſt gebratene Filetſcheiben auf Roggenbrot den Gäſten ſerviert, und dieſe wirklich großartige Delikateſſe wird ohne Teller, Meſſer und Gabel aus der Hand gegeſſen.

Bei mir zu Hause, d. h. bei Ehrhardts, sieht es jetzt recht traurig aus, denn mein lieber Wirt und Freund Erhardt ist seit einigen Wochen sehr krank. Die Ärzte glauben, daß es sich um ein Krebsleiden handelt und daß sein Tod sicher zu erwarten steht!

Letzten Sonntag hatte ich auf der Redaktion eine unverhoffte Freude. Wir halten natürlich auch die „Gute Stunde", und da kommt plötzlich der Chefredakteur zu mir und zeigt mir in der letzten Nummer ein Gedicht, unter dem Schwester Elfriedes Name steht und ich las:

„Geigenklang zu mir herübertrug
Eines Liedes Töne, — Glücks genug!"

Vor einiger Zeit schon hatte ich in unserer Zeitung ein Gedicht von Schwester Lu gefunden, natürlich skrupellos aus Velhagen & Clasings Monatsheften ge—nommen; — es war das Gedicht „Die arme Hand".

„Mich schmerzt der Blick auf jene Hand,
Die ihren heiligen Talisman,
Den gold'nen Ehering verbannt
Durch eigne Schuld — im bösen Wahn!"

Ich las das ganze Gedicht, daß ich ja schon kannte, mit Rührung durch und freute mich darüber. Beide Gedichte brachten mir einen unmittelbaren, warmen Herzensgruß von den Schwestern aus der Heimat.

Lebt wohl! Mit treuesten Grüßen

Euer alter Sohn.

Newyork, 27. März 1901.

Geliebte Eltern.

Herzlichen Dank für Eure lieben Briefe, die ich vor 8 Tagen bekam. Ich will nun gleich heute antworten, da es ein regneriſcher Sonnabend iſt, und ich meinen freien Tag nicht beſſer anwenden kann, als an Euch zu ſchreiben. Heute Abend bin ich wieder zu Friedländers eingeladen, es iſt eine muſikaliſche Soirée, und bei dieſen Gelegenheiten bekommt man ſtets gute Muſik zu hören; Frau Friedländer, ſowie beide Töchter ſind ſehr muſikaliſch.

Friedländers ſcheinen ſehr reich zu ſein, kein Wunder, wenn er für die deutſche Armee liefert! Jetzt will er ſehen, auch denſelben Kontrakt mit der franzöſiſchen Armee abzuſchließen. Er iſt ein self-made-man, ein harter, energiſcher Streber auf dem Felde der Arbeit. Die wenigſten amerikaniſchen Reichen — wenigſtens nicht die Milliardäre — können von ſich ſagen, daß ſie self-made-men ſind, daß ſie ihren Reichtum durch harte Arbeit gewonnen haben.

Und welcher koloſſale Reichtum iſt hier angehäuft, — und daneben, welch bitterſte Armut! Wohl in keinem anderen Lande der Welt ſtehen dieſe Gegenſätze ſich ſo ſchroff gegenüber. Ebenſo unermeßlich wie der Reichtum, ſo unermeßlich bitter iſt auch die Armut! Die Paläſte

der Millionäre an der Fifth Avenue und in Newport sind Besitzungen, deren sich kein König zu schämen brauchte. Um so fürchterlicher haust das Elend in den dunklen, schmutzigen tennement-Häusern der Juden- und Chinesenstadt, wo große Familien in einem Zimmer vegetieren müssen. So groß wie die Armut, so groß ist aber auch die unbegrenzte Opferwilligkeit des reichen Amerikaners, um die Not zu lindern. Die Unterstützung der Armen Newyorks nimmt ungeheure Dimensionen an. So sind in manchem Jahr, statistisch nachgewiesen, bis zu 2 Millionen Arme aus öffentlichen Mitteln unterstützt worden, mit Geld, Lebensmitteln und Kohlen.

Hierbei muß ich eine Merkwürdigkeit Newyorks auf dem Gebiet der privaten Armenpflege erwähnen, die auf den Fremden einen überwältigenden Eindruck macht, wenn er zum erstenmal dies Wunder der Weltstadt sieht. Ich will euch das, was ich erlebt habe, aus eigener Anschauung berichten. An einem Sonnabend, als ich gegen 12 Uhr nachts den Broadway herausbummelte — Sonnabend ist doch nämlich unser freier Tag — sah ich plötzlich in einer Seitenstraße einen unendlich langen Zug von Menschen stehen, einer hinter dem anderen, es mögen wohl an 500 gewesen sein, Männer und Frauen durcheinander und jeder hielt ein Gefäß in der Hand. Versorgte, vergrämte und abgelebte Gesichter waren darunter, alle ärmlich gekleidet, ja zum Teil überhaupt nicht gegen die kalte Witterung geschützt. Diese Menschenmenge stand in stummer Erwartung vor einem verschlossenen eisernen Tor. Als ich noch so, im warmen Überzieher, statt gegessen, die Zigarre im Munde,

daſtand und mich wunderte, was dieſer Aufzug zu bedeuten hätte, ſchlug es zwölf vom Turm der nahen Grace-church. Das Tor tat ſich weit auf und der ſtille Zug der Armut verſchwand in dem inneren Hof, einer hinter dem anderen lautlos dahingehend, die meiſten mit geſenktem Kopf, Hunger, Elend und Sorge in den Geſichtszügen. Auch ich ging mit hinein, und es war ein ergreifendes Bild, das ich dort ſah. Auf großen Tiſchen mitten auf dem Hof waren rieſige Keſſel mit dampfendem Kaffee und Körbe voll Brot aufgeſtellt. Jeder der Elenden bekam ſein Gefäß, und wenn es noch ſo groß war, mit Kaffee gefüllt und dazu ein halbes Brot. Dann verließ er lautlos, wie er gekommen, den Hof und verzehrte in irgend einer ſtillen Ecke ſeine mitternächtige Mahlzeit, vielleicht die erſte und einzige, die er an dieſem Tage gehabt. Dieſer Wohltäter der Armen Newyorks iſt der reiche Bäckermeiſter Fleiſchmann, ein Öſterreicher. Auf ihn kann man mit Recht das Dichterwort anwenden: Hoch klingt das Lied vom braven Mann!

Auch die Art und Weiſe, wie hier der Dankſagungstag gefeiert wird, zeigt den Wohltätigkeitsſinn und die Großartigkeit des Amerikaners.

Der Thanks-giving-day iſt der letzte Donnerstag im November und wird, wohl um die Bedeutung und Feierlichkeit des Tages recht zu dokumentieren, jedes Jahr vom Präſidenten für denſelben Tag neu angeſetzt. Der Dankſagungstag iſt ſo recht ein Familienfeſt im wahrſten Sinne des Worts für den Amerikaner, und bedeutet ihm mehr als Weihnachten. Am Thangs-giving-day verſammeln ſich alle, auch die auswärtigen Mitglieder der Familie, für die dieſer

Tag ein Feſt der Liebe, der Freude und des Dankes iſt. Dieſem Gefühl gibt der Amerikaner wiederum, ſeiner hochherzigen Natur entſprechend, durch die ausgedehnteſte Wohltätigkeit Ausdruck. In den ganzen Vereinigten Staaten gibt es an dieſem Tage keinen Menſchen, ſei er noch ſo arm, der nicht ſein Thanks-giving-dinner, beſtehend aus Putenbraten, Sellerie und Preißelbeeren haben könnte. In Newyork erfolgt dieſe Speiſung der Armen z. B. in mehreren großen Hallen, dabei bekommt jeder ſoviel zu eſſen, wie er nur mag. Auch die Heilsarmee ſpeiſt am Thangs-giving-day jährlich Tauſende von Armen. In allen Wirtſchaften iſt ſelbſtverſtändlich warmer und kalter Putenbraten und Sellerie frei für jeden Gaſt zum Zulangen aufgeſtellt, — Putenbraten und Sellerie heißt heute die Loſung!

Ein hübſches Geſchichtchen muß ich Euch dabei erzählen, das dem guten Franz Rackow von der Staatszeitung am letzten Dankſagungstage paſſiert iſt. Er kommt vormittags in die Wirtſchaft eines ihm bekannten saloon-keepers, welcher ihn ſofort empfängt: „Na, Franz, Portion turkey gefällig?“ „Nee, heute nicht“, ſagt Franz, „ich bin heute zu Freund Thoms zu Gänſebraten eingeladen, laß Dich nur mit Deinem trockenen turkey begraben. Zudem war ich übrigens auch bei Friedrichs eingeladen, habe aber wegen der Gans abgeſagt.“

„Wie du willſt, Franz, aber ein Pilsner.“

Franz Rackow trank ſein Pilsner aus und ging dann ſchmunzelnd, in Erwartung der ſchönen kommenden Dinge, zu Toms. Wer beſchreibt aber ſein Erſtaunen, als er dort niemanden zu Hauſe findet! Er kann ſich das gar nicht er-

klären und geht, nachdem er noch eine halbe Stunde vor dem Hauſe vergeblich gewartet hat, zu Friedrichs, in der ſicheren Hoffnung, dort noch zum turkey zurecht zu kommen.

„Halloh, Franz, wie geht's?" wird er dort empfangen. „Gans gut geſchmeckt? Nett, daß Du noch kommſt, old boy!"

„Damn the goose! Gib mir ſchnell was zu eſſen; Thoms ladet mich zum Gänſebraten ein und iſt dann nicht zu Hauſe, unglaublich!"

„Traurig für dich, alter Junge, aber du kommſt zu ſpät! Der turkey iſt bis auf die Knochen vertilgt, du weißt ja, was meine Jungens leiſten können!"

Ohne ein weiteres Wort ſtülpt ſich Franz den Hut auf und ſtürmt wutentbrannt hinaus, geradenwegs down-town in das Lokal, wo ihm vormittags das erſte Thangs-giving-dinner ſo freundlich angeboten und von ihm ſo ſchnöde ausgeſchlagen wurde.

Mit knurrendem Magen läßt er ſich an einem Tiſch nieder und ruft: „Na, nu ſchnell her mit deinem turkey!"

„Jetzt nachmittags um 4? Nein, mein Jungchen, jetzt iſt nichts mehr da! Du weißt, wie ſchnell mein turkey-Vorrat am Dankſagungstage ſtets verſchwindet."

Franz Rackow hätte Tränen der Wut heulen mögen! Am nächſten Tage klärte ſich ſein Mißgeſchick auf. Thoms ſetzte ihm auseinander, daß er ihn ja nicht zum Dankſagungstage, ſondern zum Abend vorher zum Gänſebraten eingeladen hatte.

Ich habe Euch nun in dieſem Briefe ſo viel von der amerikaniſchen Wohltätigkeit erzählt, daß ich auch noch von einem anderen hübſchen Gebrauch berichten will, der meines

Wiſſens nur in Newyork beſteht. An einem beſtimmten Tage im Jahre bekommt nämlich jeder Blinde auf dem Rathauſe ein funkelnagelneues Zwanzigdollarſtück in die Hand gedrückt. Es wird vorher bekannt gemacht, wann dieſe Verteilung ſtattfindet, und zur beſtimmten Stunde finden ſich die Blinden mit ihren Führern auf dem Rathauſe ein, um dies Geſchenk der Stadt in Empfang zu nehmen.

Für heute Schluß! Viele Grüße an alle

von Eurem treuen Sohn.

(Postkarte)

Newyork, 1. April 1901.

Geliebte Elterchen!

Diese Karte soll nicht etwa ein Aprilscherz sein, sondern pure Wahrheit, die Euch hoffentlich keinen Schrecken, nur Freude bereiten wird. Der Frühling ist mir ins Herz und zu Kopf gestiegen, die Heimatssehnsucht hat mich gepackt. Ich habe mich plötzlich entschlossen, mir drei Monate Urlaub genommen und fahre am 4. mit dem Dampfer „Bulgaria" nach Hamburg ab. Es ist ein langsamer Dampfer und ich werde am 17. oder 18. in Hamburg eintreffen. Von dort aus benachrichtige ich Euch, wann ich in Berlin ankomme.

Auf frohes Wiedersehen hofft und freut sich

Euer treuer Sohn.

Newyork, 15. Auguſt 1901.

Meine geliebten Eltern!

Die Karte mit der Meldung meiner glücklichen Ankunft werdet Ihr ja richtig erhalten haben, und heute will ich nun meinen erſten längeren Brief vom Stapel laſſen, da ich Euch auch eine ganze Menge intereſſanter Dinge zu erzählen habe. Ich bin ſeit 14 Tagen von der Groß-Newyorker Zeitung fort. Der Abſchied war auf beiden Seiten ein leichter; der Beſitzer wird weder mir noch ich ihm eine Träne nachweinen. Wenn ich mich auch im Kollegenkreiſe auf der Redaktion ſehr wohl gefühlt habe, ſo kann ich doch dem Beſitzer den Vorwurf nicht erſparen, daß er mich während dieſes Jahres als billige Arbeitskraft ausgenutzt hat. Dieſe Zeitung iſt bekannt dafür, daß ſchlechte Gehälter gezahlt werden, und — wenn man nach geraumer Zeit eine Aufbeſſerung verlangt, wird man einfach entlaſſen.

Bei mir kam noch ein anderer Grund dazu: Ihr wißt ja, daß ich einen Einführungsbrief von Oberſt W. aus Charlottenburg an Colonel Bingham nach Waſhington mitbekommen hatte. Dieſer Oberſt Bingham iſt eine Art militäriſcher Ratgeber und Adjutant des Präſidenten und hat großen Einfluß, vor allen Dingen auch in Univerſitäts- und Gelehrtenkreiſen. Ich hatte nämlich die Idee, doch vielleicht noch einmal zum Lehrfach zurückzukehren und dachte daher, ich

könnte durch Binghams Fürſprache an einem unſerer größeren colleges ankommen. Ich korreſpondierte dieſerhalb mit ihm und bekam zwei Briefe hierher nach der Redaktion geſchickt. Auf dem Kuvert ſtand mit großen Buchſtaben: War-department. Der Chef oder einer ſeiner Trabanten muß nun dieſen Brief geſehen und ganz richtig daraus geſchloſſen haben, daß ich beabſichtige, ſie zu verlaſſen. Da kamen ſie mir denn zuvor und entließen mich!

Das ſchadet aber nichts; ich habe mir genug Geld geſpart, um ein Weilchen ſorgenfrei auch ohne Arbeit leben zu können, und ich bin ganz froh, daß ich bei der unerträglichen Hitze in dieſem Sommer täglich ſtundenlang an der See ſein kann, anſtatt in der heißen Redaktion zu ſitzen. Ich fahre immer ſchon morgens um 10 Uhr nach Coney-Island, Rockaway Beech, oder einem anderen der ſchönen Plätze am Ozean, und bleibe meiſt den ganzen Tag draußen, badend und im Sande liegend; dabei verbrennt mich die Sonne koloſſal und ich bin ſchwarz wie ein Mohr. Gewöhnlich nehme ich mir einen lunch mit, den ich, im Sande liegend, verzehre, und ſo kann ich dieſe Bummeltage ſehr gut vertragen. Viele der Kollegen beneiden mich ſogar, denn Newyork iſt ſeit Wochen das reine Fegefeuer.

Matt wie die Fliegen ſchleichen die Menſchen am Tage im Schatten der Häuſer entlang, große Fächer von Palmenblättern in der Hand, in der luftigſten Kleidung, d. h. eben ſo weit entkleidet, wie der Anſtand es erlaubt; die Herren in Hemdsärmeln ohne Weſte, höchſtens den Rock über dem Arm, die Damen in zarteſten, duftigſten Stoffen, — faſt Balltoiletten! Es ſind nämlich Tag für Tag 95° Faren-

heit im Schatten; dazu der enorme Feuchtigkeitsgehalt in der Luft, ſo daß einem die Schwüle aufs Gehirn drückt, als hätte man einen eiſernen Ring um den Kopf.

Wohl dem, der in dieſer Zeit ſo wie ich von erfriſchender Briſe umweht, nackend im Sande am Meer liegt und in der Zeitung mit Behagen lieſt, wie Menſch und Vieh in der Stadt ſchmoren. Leider werden auch täglich viele Menſchen vom Hitzſchlag getroffen, doch haben dieſe Fälle zum Glück nicht immer einen tötlichen Ausgang, da man hier im Sommer ſtets auf ſo etwas vorbereitet iſt, und die Kranken gleich per Ambulanz nach einem der vielen Hoſpitäler gebracht werden, wo in eigens zu dieſem Zweck errichteten Eishäuſern eine ſachgemäße Behandlung vorgenommen werden kann.

Schon die Fahrt in der offenen Elektriſchen nach der See hinaus iſt eine Wohltat; überhaupt iſt der Betrieb der elektriſchen Straßenbahnen hier etwas Großartiges. Jetzt laufen ſogar von Brooklyn nach Rockaway Beech elektriſche Salonwagen, die mit dem größten Luxus ausgeſtattet ſind. Keine Bänke drinnen, ſondern der ganze Wagen bildet ein großes Zimmer mit ſchönen Teppichen, Vorhängen, Tiſchen und bequemen Seſſeln, und allen anderen Möbeln, die zu einer behaglichen Ausſtattung gehören. Dazu iſt in einem Wandſchränkchen Lektüre vorhanden, ſowie verſchiedene Spiele: Schach, Domino, Halma, — und in einem kleinen Nebenraum ſchenkt ein ſchwarzer porter alle möglichen erfriſchenden Getränke. Die beiden Plattformen, vorn und hinten, ſind ebenfalls aufs bequemſte eingerichtet, und bilden mit ihren zierlichen Gartenmöbeln eine Art Veranda.

Ich bin einmal in ſolchem Millionärswagen gefahren; alle Tage wäre mir das zu teuer, denn die Fahrt koſtet ſechsmal ſoviel wie in einem gewöhnlichen Wagen. Da wir gerade bei der Straßenbahn angelangt ſind, muß ich Euch von einem Kurioſum berichten, das wohl nur in Amerika exiſtiert. Als ich neulich nach dem ſchönen Coney fuhr, ſah ich auf freiem Felde ein ulkiges kleines Häuschen ſtehen, ganz winzig, auf jeder Seite zwei Fenſter, vorn und hinten eine kleine Veranda, und zum Dach heraus dampften aus einer alten eiſernen Ofenröhre luſtige Rauchwölkchen gen Himmel. Ich war neugierig, ſtieg aus, ging näher an dies Häuschen heran, und bemerkte zu meinem großen Vergnügen, daß es ein ausrangierter Straßenbahnwagen war. Während ich noch am Zaun ſtand, und dieſe Liliputvilla mit dem niedlichen Gärtchen bewunderte, trat eine Frau mit einem Baby auf dem Arm aus der Tür, ging in den Garten und ſchnitt ſich Gemüſe. Allem Anſchein nach war es eine Arbeiterfrau und ich kann mir denken, daß die Familie in dieſer kleinen „Villa" ſehr billig und geſund wohnt.

Ich erzählte abends zu Hauſe einem Bekannten von dem merkwürdigen kleinen Häuschen und er ſagte mir darauf, daß er hiervon ſchon lange gewußt hätte und daß dieſe Art zu wohnen in Amerika gar nichts Seltenes ſei, daß z. B. in San Franciſko ein ganzes Stadtviertel aus ausrangierten Straßenbahnwagen beſtünde. Ein eingewanderter Italiener hat dieſe Waggonſtadt dort angelegt. Als nämlich vor Jahren die elektriſchen Straßenbahnen in San Francisco eingeführt wurden, konnte man dieſe alten Pferdebahnwagen für ein Butterbrot kaufen. Da nun ſelbſt die kleinſte Hütte

viel Geld, besonders für einen armen Italiener zu viel Geld kostet — so kam er auf den genialen Gedanken, seine Häuslichkeit in solchem alten Straßenbahnkasten zu begründen, den er dicht am schönen Ozean aufstellte und damit der Gründer der sogenannten „Car-town" wurde. Ein großes Stück Land hatte er für ganz wenig Geld kaufen können und in kurzer Zeit fanden sich hier, seinem Beispiel folgend, Hunderte von Kauflustigen ein, die von ihm Bauplätze erstanden, alte Waggons heranfahren ließen und sich dort ansiedelten. Das Land kostete, wie gesagt, so gut wie nichts, der Waggon 10 Dollars, und so konnten auch ärmere Leute auf diese originelle Weise Hausbesitzer werden. Die Wagen sind nach einem besonders ausgearbeiteten Plan aufgestellt, so daß wirklich mit der Zeit ein richtiger Stadtteil entstanden ist; reguläre Straßen, die sich rechtwinklig schneiden, mit hölzernen Trottoirs zu beiden Seiten, verschaffen den Hausbewohnern bequeme Passage, ohne daß sie durch den hohen Sand waten müssen.

Viele von diesen car-Häuschen sind innen mit allem möglichen Luxus eingerichtet, und auch ihr Äußeres ist malerisch ausgestaltet; so sind viele von wildem Wein umrankt, andere haben eine Gallerie rundherum; bei manchen sind auf den Dächern gärtnerische Anlagen gemacht, oder die Plattformen zu Veranden benutzt, so daß der Anblick dieses eigenartigen Stadtteils ein höchst origineller und malerischer ist.

Auch reiche Leute haben sich hier ihre car-Villa hingestellt, weil natürlich im heißen Sommer der Aufenthalt dicht an der See sehr angenehm ist.

Nun muß ich Euch doch, liebſte Eltern, noch von einer Bekanntſchaft erzählen, die ich auf meiner Rückfahrt im Juli an Bord des Dampfers machte. Feſſelnd und genußreich waren ja die Tage, die ich mit dem ſchönen jungen Mädchen, von dem ich Euch erzählen will, verlebte, aber auch ſehr ſchmerzlich. Es war eine junge amerikaniſche Geigenvirtuoſin, die zwei Jahr in Berlin geweſen war, bei Joachim ſtudiert hatte, und jetzt nach Brooklyn, ihrer Heimat, zurückfuhr. Wir hatten uns bald ſehr angefreundet und waren in eine intenſive Flirtation hineingelangt. Sie ſpielte jeden Abend im Salon, und bei Haendels Largo hatten wir uns kennen und — lieben gelernt! Die darauf folgenden Tage waren für uns beide ſehr ſchön, aber die unangenehme Überraſchung für mich folgte nach. Am Tage vor unſerer Ankunft in Newyork eröffnete ſie mir nämlich, daß ſie verlobt ſei, und ihr Bräutigam ſie am Dampfer erwarten würde. Ich war natürlich über dieſe Mitteilung ſehr erſtaunt und — ich muß es geſtehen — ſehr unglücklich! Vor allen Dingen iſt mir dadurch das Wiedereinleben in Newyork — nach den herrlichen Tagen an Bord — ſehr ſchwer geworden. Im Februar iſt ihre Hochzeit.

Ja, ja, ſo geht's im Leben: „Man ſieht ſich, lernt ſich kennen, man liebt ſich, muß ſich trennen!"

Nun ſchließe ich für heut mit vielen herzlichen Grüßen

Euer treuer Sohn.

Newyork, den 8. November 1901.

Liebste Eltern!

Seit meinem letzten Schreiben bin ich wieder fest in der Arbeit gewesen und zwar seit Ende September beim Morgen-Journal angestellt, nachdem ich schon zuvor einige Zeit zur Aushilfe bei der Staatszeitung gearbeitet hatte, da aus Anlaß der Ermordung des Präsidenten Mc. Kinley, sehr viel zu tun war. So groß die Trauer über das ruchlose Attentat auf Mc. Kinley, so groß die Kalamität auch für das ganze Land, so verschafften mir doch die Ereignisse Arbeit und Gelderwerb; denn ungefähr 2 Wochen lang brachten die Zeitungen natürlich ausführliche Nachrichten über das Attentat, die Person des Mörders, die Krankheit des Präsidenten, seinen Tod und seine Beerdigung.

Ich glaube nicht, daß Ihr über dies alles Genaueres in den deutschen Zeitungen gelesen habt, daher will ich Euch noch Näheres davon schreiben. Der Mordbube war ein polnischer Anarchist, Leon Czolgocz. Die verdiente Strafe für seine Tat hat er jetzt ja schon erlitten; vor einigen Tagen ist nach kurzem Prozeß seine Hinrichtung erfolgt. Leider hat man nicht herausbekommen, ob hiesige Anarchisten mit ihm im Bunde gewesen sind, aber anzunehmen ist es ja, daß dem Verbrechen eine Verschwörung vorausging. Durch diesen tragischen Fall werden die Behörden aber jedenfalls aus ihrer Gleichgültigkeit und Lethargie gegenüber den

Anarchiſten aufgerüttelt werden, und ſich zu energiſchen Maßregeln zur Bekämpfung der Bande aufrappeln. Der Hauptſitz der Anarchiſten hier iſt das kleine Städtchen Patterſon, und meiſtenteils rekrutiert ſich dieſe fanatiſche Mordgeſellſchaft aus Italienern; auch der Mörder des Königs von Italien kam aus Patterſon.

Geradezu erſchütternd ſind die näheren Umſtände, unter denen das Attentat auf McKinley geſchah, und die Empörung gegen den Mörder kannte keine Grenzen! Er benutzte die Gelegenheit, als der Präſident auf der Ausſtellung in Buffalo einen allgemeinen Empfang abhielt, um ſich ihm heuchleriſch zu nähern, und während er ihm die rechte Hand zum Gruß darbot, feuerte er aus dem in ein Taſchentuch eingewickelten Revolver mit der Linken zwei Schüſſe auf ihn ab. Gleich nach der Tat wurde der Kerl von den Umſtehenden zu Boden geſchlagen, und ſie hätten ihn wohl auf der Stelle gelyncht, wenn nicht der Präſident ſelbſt, ſo ſchwer verwundet er auch war, den Leuten zugerufen hätte, ſie ſollten von dem Mann ablaſſen.

Tagelang ſchwebte der ſchuldlos Hingemordete zwiſchen Leben und Tod, bis er endlich von ſeinen Qualen erlöſt wurde. Seine letzten Worte waren: „Nearer, my God, to Thee“!

McKinley war der dritte Präſident der Vereinigten Staaten, der durch Mörderhand gefallen iſt. Eigentlich doch ein ſchlechtes Zeichen für ein großes freies Land wie Amerika, wenn Männer wie Lincoln, Garfield und McKinley durch meuchleriſche Kugeln fallen können! Lincoln wurde ja ebenfalls das Opfer eines Anarchiſten, während bekanntlich Garfield vor etwas über 20 Jahren von einem Franzoſen erſchoſſen

wurde, deſſen Geſuch um Anſtellung als Bundeskonſul in Marſeilles der Präſident abgeſchlagen hatte.

Der Pole Czolgocz hatte übrigens ſeine erſten anarchiſtiſchen Ideen und Eindrücke durch die Vorträge und den Einfluß der alten Anarchiſtin Emma Goldmann gewonnen.

Hoffentlich werden die Behörden von jetzt an die Verſammlungen der Anarchiſten überwachen. Es iſt der Geſellſchaft allerdings ſchwer beizukommen, weil ein Vereinsgeſetz hier nicht exiſtiert und leider Gottes jeder reden kann, wie ihm der Schnabel gewachſen iſt.

Der alte Moſt wurde kürzlich um ſeine Anſichten über den Präſidentenmord befragt. Der alte Schuft hatte nebſt anderen Redensarten noch eine Bemerkung über die Tragödie zu machen, für die er direkt eins aufs Maul verdient hätte. Er ſagte nämlich: „Czolgocz hat wohl nur einen Freudenſchuß abgeben wollen, und dabei den Präſidenten in höchſt eigener Perſon getroffen!“

Die nationalen Trauertage liegen nun ſchon wieder mehrere Wochen hinter uns, und die neuen Eindrücke jedes Tages ſind ja ſo ſtark, daß ſie auch dieſe Tragödie allmählich in den Hintergrund drängen. Man ſieht ſoviel Elend alle Tage, das einen ſchließlich noch näher berührt als der Präſidentenmord. So hatte ich vergangene Woche ein trauriges, wenn auch intereſſantes Erlebnis mit einem deutſchen Einwanderer, einem Herrn v. C., deſſen verſtorbener Vater ſeinerzeit in Berlin eine bekannte Perſönlichkeit war. Ich war eines Vormittags nach Ellis Island, der Einwanderungsſtation, hinausgefahren, um mir dort mal das Treiben anzuſehen und erfuhr vom Einwanderungskommiſſar, der ein guter

Deutſcher iſt, daß er einen intereſſanten „Fall“ habe. Er ſtellte mir dann dieſen eben gelandeten Deutſchen vor, der als blinder Paſſagier auf der La Gascogne von Havre ſoeben angekommen war. So viel man herausbekam, hatte er in Frankreich größere Summen verſpielt und ſich dann auf dieſem Dampfer eingeſchmuggelt, um die Fahrt nach Amerika umſonſt zu machen. Die Dampfergeſellſchaft hatte ihn nach ſeiner Ankunft natürlich den Einwanderungsbehörden ausgeliefert. Nun fragte es ſich, darf er hier bleiben oder muß er wieder zurück? Es darf nach dem Geſetz hier nämlich keiner landen, der vorausſichtlich der öffentlichen Wohltätigkeit zur Laſt fällt. Das ſind alſo ſolche Leute, die kein Geld haben oder krank ſind. Außerdem müſſen auch ſolche zurück, die gerichtlich vorbeſtraft ſind.

Als der Dampfer ſich auf hoher See befand, war Herr v. C. mit Zylinder und Regenſchirm ohne Überzieher zum Vorſchein gekommen und hatte ſich dem Kapitän vorgeſtellt. Der ſteckte ihn natürlich ins Zwiſchendeck und bei der Ankunft in Newyork wurde er mit den anderen zuſammen nach der Einwanderungsſtation auf Ellis Island ſpediert. Die Nacht mag der arme Kerl ſchlecht genug zugebracht haben, denn der Aufenthalt in dem großen Gebäude, das „Onkel-Sams Einlaßpforte“ bildet, iſt fürchterlich. Herr v. C. hatte weder Geld noch irgendwelche Anverwandte in Newyork, gab aber an, ſein Vater wohne in Boſton, und er wolle ſich zu dieſem hinbegeben. Hiermit kam er aber nicht durch, es wurde an die Polizei nach Boſton telephoniert und um Auskunft gebeten, ob ein Herr v. C. dort unter der angegebenen Adreſſe lebe. Natürlich kam eine verneinende Antwort zurück, und damit war das Schickſal des armen Menſchen beſiegelt. Als nun

schließlich noch der Einwanderungskommissar unter seinen Papieren ein Abgangszeugnis vom Gymnasium fand, aus dem hervorging, daß der Vater längst tot war, gab es keine Hoffnung mehr für ihn. Die Dampfergesellschaft wurde angewiesen, ihn am nächsten Tage nach Havre zurückzunehmen, und so mußte der Unglückliche noch eine Nacht auf Ellis Island schmachten.

Einer der Kollegen von der Staatszeitung, der mit ihm in Berlin zusammen das Gymnasium besucht hat, veranstaltete eine Sammlung, durch welche wir das Geld zur Bezahlung seiner Überfahrt, sowie die 30 Dollars, die jeder Einwanderer ins Land mitbringen muß, einzubringen hofften. Da jedoch seine Rückbeförderung beschlossene Sache war, so gaben wir ihm das gesammelte Geld — 17 Dollars — als Notgroschen mit.

Die zwei Nächte, die der arme Kerl als gezwungener Gast der Vereinigten Staaten auf Ellis Island zubringen mußte, wird er wohl in seinem ganzen Leben nicht vergessen. Die Detentionsräume, in denen die Einwanderer, wie Hammel zusammengepfercht, sich aufhalten müssen, sind schlecht ventiliert, schmutzig und übelriechend. Ein Hauptnahrungsmittel, das ihnen verabreicht wird, sind Backpflaumen, und so ist in manchen Räumen der Fußboden mit Überresten von Pflaumen und Kernen tatsächlich besät. Der Anblick dieser schmutzigen Zellen ist oft ein ekelerregender. Die Wasserleitungen sind zum Teil verstopft, und die ausströmenden Dünste müssen infolgedessen die Gesundheit schädigen. Das ganze Gebäude ist von vornherein verbaut, und daher wird es wohl geraume Zeit dauern, bis hier Änderung geschaffen werden kann.

In Ellis Island landen während der Sommermonate täglich 4 bis 10000 Einwanderer, die so schnell wie möglich

abgefertigt werden müſſen. Wenn von Fire Island aus ein Dampfer angemeldet iſt, fahren einige Einwanderungsinſpektoren die Bai herauf und nehmen die Neuankömmlinge in Empfang. Vom Dock aus werden dann die Zwiſchendeckler per Dampfer in Partien von 4 bis 500 nach Ellis Island befördert, wo ſie zunächſt einer ärztlichen Unterſuchung unterworfen werden. Hat der Einwanderer dieſe Station glücklich hinter ſich, ſo kommt er vor den Regiſtrierungsbeamten, dem er eine Reihe von Fragen zu beantworten hat, die auf einem gedruckten Fragebogen bereits vorgemerkt ſind. Dieſe Fragen beziehen ſich auf Nationalität, Beruf, Beſtimmungsort, Geldverhältniſſe, Anverwandte und Freunde in Amerika und auf viele andere Dinge; darunter das Merkwürdigſte, ob der Betreffende Anhänger der Vielweiberei ſei. Kann der Einwanderer alle dieſe Fragen nicht zur Zufriedenheit beantworten, ſo wird er angehalten und erſt dem Board of special inquiry vorgeführt, der über ſein endgültiges Schickſal entſcheidet.

Das größte Übel, an dem die Einrichtungen auf Ellis Island kranken, iſt die völlige Unkenntnis fremder Sprachen bei den Beamten. Hierdurch kommt es, daß Tauſenden von tüchtigen Einwanderern die Landung verſagt wird, während andere minderwertige, vor allen Dingen Polen, Slowaken, Italiener, Syrer und Armenier ins Land gelaſſen werden. Die Beamten können eben in ihrer Unkenntnis die Verhältniſſe nicht beurteilen, ſondern handeln nach Gutdünken.

Viele Grüße

Euer treuer Sohn.

Newyork, 12. Januar 1902.

Mein liebes Muttchen!

Was Du mir in Deinem letzten Brief über Fritz schreibst, hat mich recht erregt und betrübt, wäre er schon hier bei mir in Newyork!, denn seit seinem Fortgehen von Afrika hat er doch tatsächlich noch nichts getan, was ihm für seine Zukunft ersprießlich wäre oder zu einer Lebensstellung verhelfen könnte. Daß er jetzt in England Arbeit gefunden hat, ist ja ganz gut, aber daß er sich ohne Bezahlung schinden soll, finde ich empörend. Arbeit ohne Bezahlung kann sich meiner Ansicht nach nur jemand leisten, der sie zum Vergnügen tut. Wer davon leben muß, vergeudet einfach seine Zeit, wenn er nichts verdient. So etwas wäre hier in Amerika unmöglich! Wer hier arbeitet, bekommt bezahlt, auch wenn er noch Anfänger ist und lernen muß.

Fritz schrieb mir übrigens vor einiger Zeit aus Liverpool und beklagte sich sehr darüber, daß er ausgenutzt würde, ohne etwas zu verdienen. Ich antwortete ihm, er sollte sich so bald als möglich auf einem nach Amerika gehenden Dampfer anmustern lassen und zu mir kommen. Da er bereits $^3/_4$ Jahr auf englischen Dampfern als Heizer gefahren ist, bekanntlich die schwerste Art, sich sein Brot zu verdienen, so muß es ihm ja ein Kinderspiel sein, noch einmal zehn Tage als Leichtmatrose zu fahren.

Was ſagt man nun eigentlich in Deutſchland zu dem bevorſtehenden Beſuch des Prinzen Heinrich in Amerika? Hier herrſcht großer Enthuſiasmus, und die eingehendſten Vorbereitungen für einen großartigen Empfang werden getroffen. Jedenfalls wird der Beſuch viel zur Befeſtigung der freundſchaftlichen Beziehungen zwiſchen beiden Ländern beitragen, und Englands Unfrieden ſtiftende Lügen und Hetzereien zum Schweigen bringen. Vorläufig iſt noch nicht beſtimmt, in welcher beſonderen Weiſe wir Amerikaner deutſcher Abſtammung und Geburt uns an den Feierlichkeiten beteiligen werden. Sämtliche deutſchen Vereine Newyorks und Brooklyns werden entweder dem Prinzen eine Serenade mit Fackelzug bringen oder ihn zu einem ſolennen Maſſenkommers einladen. Die Sache muß aber ſehr taktvoll eingeleitet werden.

Beſondere Demonſtrationen von deutſch-amerikaniſcher Seite könnten der allgemeinen guten Sache und dem Zweck des Beſuchs ſchaden, denn der Prinz kommt ja, um das ganze amerikaniſche Volk zu beſuchen und nicht uns „Bindeſtrich"-Amerikaner!; dieſes ſchöne Wort hat Rooſevelt geprägt. Der Kaiſer ſoll ja auch einmal geſagt haben, als eine Deputation von Deutſch-Amerikanern um eine Audienz nachſuchte, „er kenne keine Deutſch-Amerikaner, ſondern nur Deutſche oder Amerikaner!" Wer ſich hier naturaliſieren läßt, iſt eben Amerikaner und das iſt ganz richtig ſo, denn dem Lande, das einem Gutes tut und wo man ſein Brot verdient, dem muß man politiſch angehören, ihm dienen und es fördern helfen; darum kann man doch mit ſeinem ganzen Herzen am alten Vaterlande hängen.

In Washington wird natürlich im Weißen Hause ein Staatsbankett stattfinden. Bei der Taufe der kaiserlichen Yacht durch die schöne Alice Rosevelt wird der Vater Präsident natürlich auch hier zugegen sein, sowie alle seine Kabinettsmitglieder. Man sagt, der Kaiser wird dem Präsidententöchterlein durch seinen hohen Bruder ein kostbares Geschenk übersenden.

Hier auf der Redaktion des Morgenjournals fühle ich mich jetzt auch schon riesig behaglich; es ist ja dieselbe Art von Kollegen, die man überall trifft bei den deutschen Zeitungen hier; kluge, liebe Menschen, die alle schon im Leben etwas durchgemacht haben und im Kampf ums Dasein meist treu zueinander stehen. Der Unterschied liegt eigentlich immer nur im Besitzer der betreffenden Zeitung; einer zahlt mehr, der andere weniger; bei einem ist die Stellung sicher, beim anderen muß man gewärtigen, auf die Straße gesetzt zu werden, wenn dem Herrn die Nase nicht mehr gefällt, — wie es mir letzthin erging!

Der Besitzer des Morgenjournals ist der bekannte Newyorker Millionär William Randolf Hearst, dem noch außerdem das hiesige Newyork-Journal und zwei andere große englische Zeitungen im Lande gehören. Der Chefredakteur ist ein ehemaliger österreichischer Offizier, ein sympathischer, liebenswürdiger und kluger Mensch, der hauptsächlich dazu beiträgt, daß das Zusammenarbeiten und der Verkehr unter uns Kollegen ein harmonischer und angenehmer ist. Er will mir sehr wohl, was er auch dadurch beweist, daß er oft schon nachts um 12 Uhr zu mir kommt, obwohl doch unsere Arbeitszeit bis

1 Uhr dauert, und mich fragt, ob ich denn noch viel zu tun hätte, ob ich nicht nach Haus gehen wollte.

Auch den Lokalredakteur, einen gemütlichen Bayern, habe ich sehr ins Herz geschlossen, weil er eine offene, gerade Natur ist; man weiß bei ihm genau, wie er's meint.

Unserer Redaktion gegenüber, an North William street liegt eine sehr gemütliche Kneipe, wie Knieriem, hauptsächlich Journalistenlokal. Von dieser günstigen Gelegenheit, „einen zu nehmen" wird denn auch während der Redaktionsstunden zuweilen Gebrauch gemacht, da hierin die Auffassung der beiden Chefs eine sehr liberale ist. Bei mir passiert dies jetzt allerdings selten, denn zu tun habe ich hier vielmehr als bei der Großnewyorker Zeitung. Überall wird die Arbeit auch etwas anders gehandhabt und ich bin vielleicht noch nicht so recht eingearbeitet. Die Feder lege ich auch kaum aus der Hand, wenn ich am Arbeiten bin, während z. B. mein Nachbar zur Rechten, ein fideles gemütliches Haus, öfter mal zur „Käthe" hinunter verschwindet, um seinen Durst zu stillen. Drängt die Arbeit nicht so sehr, so werden hier wie auf der Großnewyorker interessante Diskussionen gepflogen; über deutsche und amerikanische Verhältnisse, über die eigenen Lebensschicksale, die bei den meisten von uns wunderbar genug gewesen sind, — kurz, so eine deutsche Zeitungsschreiberei in Amerika muß auch auf den uns Fernerstehenden einen anheimelnden Eindruck machen.

Ich habe Euch, liebste Eltern, zwar schon einmal über hiesiges Redaktionswesen berichtet, aber man gewinnt immer wieder neue Eindrücke, lernt immer wieder neue interessante

Charaktere, wirkliche Menſchen kennen, ſo daß es eben auch für mich immer wieder intereſſant bleibt, ſie zu ſtudieren, von ihren Lebensſchickſalen zu hören. Faſt alle von ihnen ſind erſt in die ſo vorteilhafte Lebensſtellung gelangt, nachdem ſie ſchwere Kämpfe haben durchmachen müſſen.

Nun vorläufig genug von der Journaliſtik und der deutſch-amerikaniſchen Preſſe und zu etwas anderem. Ich glaube, ich habe Euch noch nie etwas von Carrie Nation berichtet. Wer iſt das? werdet Ihr fragen. Ein „crank“, d. h. eine Perſon, die ſich in eine verrückte Idee verrannt hat, und durch dieſe auf alle Fälle die Welt beglücken will. Ende vorigen Jahres ſchon begann ſie im Staate Kanſas ihr wahnſinniges Treiben, über das wohl jeder im alten Deutſchland ungläubig den Kopf ſchütteln und es für unmöglich halten wird. Aber was ich Euch jetzt erzähle, iſt buchſtäblich wahr. Unter Führung dieſes verrückten Frauenzimmers eröffnete ein Haufen fanatiſcher Temperenzweiber einen Feldzug — nicht nur gegen die Fabrikation alkoholiſcher Getränke in jeder Form, ſondern ſie gingen ſogar ſo weit, an verſchiedenen Orten, wo der Ausſchank trotz geſetzlichen Verbots doch ſtattfand, die Lokale mit allem Zubehör radikal zu zerſtören. Ein ſolcher Kreuzzug von Weibern, die im wahrſten Sinne des Wortes zu Hyänen wurden, muß in den Augen jedes Europäers als etwas Ungeheuerliches erſcheinen. Dieſe Amazonenkampagne gegen den Alkohol begann in dem kleinem Städtchen Chiowa in Kanſas, wo ſie zwei saloons zerſtörten. Zwanzig bis dreißig an der Zahl, drangen ſie in die Lokale ein, mit Äxten und Beilen bewaffnet, zertrümmerten bar, Tiſche Stühle, große Spiegel-

ſcheiben, warfen Gläſer, volle und leere Flaſchen auf die Straße, und zerſchlugen im Keller die vollen Bier-, Wein- und Whiskyfäſſer, ſo daß nach dem Abzug der Beilbrigade — welchen Namen die Weiber ſofort im Volksmund bekamen — ein See von Alkohol und ein Trümmerhaufen zurückblieb!

Die Wirte und Kellner waren unfähig, dem Zerſtörungswerk Einhalt zu tun, und wagten auch nicht, ſich um Schutz an die Behörden zu wenden, da ſie ja ihr Gewerbe ungeſetzlich ausübten. Im Staate Kanſas iſt eben der Alkoholhandel durch das Prohibitionsgeſetz verboten.

Bei dieſem erſten Sturm der „hatchet-brigade“ blieben die Heldinnen alſo vollkommen ungeſtört, was ſie ermutigte, wenige Tage darauf in dem Städtchen Wichita das eleganteſte und vornehmſte Reſtaurant der Stadt völlig zu demolieren. Carrie Nation wurde hierbei allerdings von der Polizei verhaftet und wegen Sachbeſchädigung dem Polizeirichter vorgeführt. Der weiſe Kadi entließ ſie jedoch wieder und ſie konnte mit ihren Anhängerinnen das Zerſtörungswerk fortſetzen. Trotz aller Proteſte, die jetzt in der vernünftigen Preſſe des Landes gegen das ungeheuerliche Treiben der Weiber laut werden, zieht die Beilbrigade unentwegt im Staate Kanſas von Stadt zu Stadt, und das „saloon-smashing“ ſcheint kein Ende zu nehmen, — zur großen Freude aller Temperenzler. Auf den Ausgang dieſes modernen Alkoholkreuzzuges kann man wirklich geſpannt ſein. Nächſtens mehr davon.

Nun lebt wohl und ſeid herzlichſt gegrüßt von

Euerm treuen Sohn.

Newyork, 2. April 1902.

Geliebte Eltern!

Die aufregenden Prinz-Heinrich-Tage sind vorüber, und ich will Euch heute aus der Fülle der Ereignisse wenigstens das erzählen, was am interessantesten ist, denn um über alles zu berichten, müßte man ein Buch schreiben.

Den 22. Februar werde ich in meinem ganzen Leben nicht vergessen. An diesem Tage sollte Prinz Heinrich auf dem „Kronprinz Wilhelm" im Hafen von Newyork ankommen und ich war von der Zeitung schon morgens früh nach der Quarantänestation hinausgeschickt worden, um mit dem Quarantäneboot dem Dampfer entgegen zu fahren, unserem Spezialberichterstatter, der die Reise von Deutschland aus mit dem Prinzen zusammen gemacht hatte, seine Reiseberichte abzunehmen und sie so schnell als möglich nach Newyork auf die Redaktion zu bringen. Es war ein Wetter, als wenn die Welt untergehen sollte; orkanartiger Sturm, Hagel und Schnee wechselten miteinander ab, so daß man sich eigentlich schon am frühen Morgen sagen konnte, bei einem solchen Unwetter ist — selbst bei rechtzeitiger Ankunft des Dampfers — eine Einfahrt in den Hafen unmöglich. Tatsächlich saß ich denn auch den ganzen Tag über mit ungefähr 50 anderen Journalisten, den Vertretern sämtlicher größerer Zeitungen der Vereinigten Staaten, in der primi-

tiven kleinen Schifferkneipe am Meer und wartete vergeblich auf die Ankunft des prinzlichen Dampfers.

Von Zeit zu Zeit wurde einer nach der Station geſchickt, um zu erkunden, ob der Quarantänearzt denn noch nicht abführe, doch kam der Abgeſandte ſtets mit der Antwort zurück „No steamer in sight“. Langweilig verging mir der Tag trotzdem nicht unter all den intereſſanten und anregenden Journaliſten, die aus allen Himmelsrichtungen des Landes hier zuſammengeſtrömt waren, um den kaiſerlichen Bruder in den Hafen von Newyork einfahren zu ſehen. Dieſe Zuſammenkunft geſtaltete ſich zu einem großen Verbrüderungsfeſt, bei dem der oſtpreußiſche Maitrank wegen des grauſamen Wetters natürlich in Strömen floß. Bei der gemeinſchaftlichen Mittagsmahlzeit wurde eine Punſchbowle von ungeheuren Dimenſionen gebraut, beſtehend aus Californiarotwein und Whisky. Da bis zum ſpäten Abend der Dampfer nicht anlangte, und die Bowle infolgedeſſen ſtets erneuert wurde, ſo kam mancher von uns mit einem kleinen „Jack“ nach Hauſe. Ich wurde für die Nacht von einem anderen Kollegen abgelöſt und konnte mich nach dieſem anſtrengenden Tage um 10 Uhr zur Ruhe begeben, nachdem ich noch auf der Redaktion kurzen Bericht erſtattet hatte.

Am anderen Morgen um 10 Uhr war der Dampfer in Sandy Hook und gegen 12 Uhr ſtieg Prinz Heinrich am Newyorker Pier der 34. Straße an Land. Zum Empfang am Dock hatten ſich auch ca. 20 hier lebende Reſerveoffiziere in Uniform eingefunden, die von unſerem Botſchafter, Baron von Holleben, dem Prinzen vorgeſtellt wurden. Leider hatte

ich ja meine Uniform nicht hier und mußte infolgedessen auf diese Ehre verzichten.

Am Tage nach seiner Ankunft war Prinz Heinrich der Gast des Präsidenten bei einem großen Staatsbankett in Washington; am 25. wurde er von unserem Stadtoberhaupt zu einem Diner eingeladen, und am 26. fand das große Ereignis statt, zu dem Prinz Heinrich eigentlich herübergekommen war, — die Taufe der kaiserlichen Yacht „Meteor". Das prachtvolle Fahrzeug ist auf Shooters Island von einer amerikanischen Firma gebaut worden, und wurde von der Tochter des Präsidenten, Fräulein Alice Roosevelt, im Namen des Deutschen Kaisers getauft. Der Taufakt gestaltete sich zu einer imposanten Feier, an der natürlich alle hohen Würdenträger des Bundesstaates teilnahmen.

Neben Fräulein Roosevelt stand der deutsche Botschafter und man hörte deutlich, wie sie ihn fragte: „Must I really smash this bottle?" Als der Botschafter ihr erklärt hatte, daß dies ein unerläßliches Muß sei, vollzog Fräulein Roosevelt unter schmetternder Militärmusik die Taufe der Yacht, indem sie eine Flasche Champagner am Bug des Schiffes zerschellte, und dabei die Worte sprach: „In the name of His Majesty, the German Emperor, I christian Thee Meteor".

Darauf zerschnitt sie mit einem silbernen Beil das Tau, das die Yacht noch ans Land gefesselt hielt. Automatisch lösten sich die Hebevorrichtungen, und erst ganz langsam, dann mit jeder Sekunde schneller und schneller, glitt das Schiff die schiefe Ebene hinunter, bis es in seinem Element angelangt war. Prinz Heinrich sandte gleich nach Schluß

der Schiffstaufe an den Kaiſer eine Kabeldepeſche, die ihm die Taufe und den glücklichen Stapellauf ſeiner Yacht meldete.

Die nun folgenden Tage verlebte der Prinz auf einer Reiſetour durch die größeren Städte der Vereinigten Staaten, und außerordentlich anſtrengend muß das ſchon deshalb für ihn geweſen ſein, weil er an den meiſten Tagen von einem Diner zum anderen eilen mußte, um allen ihm zugedachten kulinariſchen Ehrungen gerecht zu werden.

Von den vielen Feſtlichkeiten, die für den Prinzen veranſtaltet wurden, will ich nur einige hervorheben und Euch zunächſt von der ſchönſten Feier berichten, die ihm hier in Newyork bereitet wurde, nämlich dem großen Staatszeitungsbankett. Eine großartige Idee war es jedenfalls von Hermann Ridder, dem Beſitzer der Staatszeitung, den Prinzen zu einem Bankett der „Großmacht Preſſe" einzuladen, und vom Kaiſer ein großer Zug, daß er zur Annahme dieſer Einladung ſeine Einwilligung gab.

Über 1000 Journaliſten aus dem ganzen Lande waren zu dieſem Diner zu Ehren des Prinzen von der Staatszeitung eingeladen worden. Von der Großartigkeit der Veranſtaltung kann man ſich eine Vorſtellung machen, wenn man bedenkt, daß dieſe zwei oder drei Stunden, die der Prinz in dem großen Saal des Waldorf-Aſtoria-Hotels zubrachte, der Staatszeitung die Kleinigkeit von 130,000 Mk. koſteten.

Der Feſtſaal ſowohl wie die dorthin führenden Gänge und Hallen waren in wirkliche Roſenlauben verwandelt. Rote und weiße Roſen — nicht etwa künſtliche — hingen in dichten

Guirlanden von der Decke und an allen Wänden herab. Roſenketten wanden ſich um die Säulen und bekränzten die Tafeln, die außerdem noch mit den herrlichſten Frühlingsblumen geſchmückt waren. Die Menus waren auf handbreite weiße Atlasbänder gedruckt, die oben am Kopf in vorzüglicher Ausführung ein farbiges Bild des Prinzen Heinrich zeigten. Jede dieſer Speiſekarten koſtete 1 Dollar.

Den Höhepunkt erreichte das Feſt bei der Rede des Prinzen, die einen enthuſiaſtiſchen Widerhall in den Herzen aller Anweſenden fand. Beſprochen und kritiſiert iſt ja dieſe Rede hüben wie drüben bereits genügend!, das aber hat uns amerikaniſchen Journaliſten nicht abgehalten, uns über die anerkennenden Worte des Prinzen — oder vielmehr des Kaiſers — zu freuen. Prinz Heinrich ſagte nämlich in ſeiner Rede u. a. wörtlich folgendes:

„Ein anderer Vergleich, meine Herren, möchte mehr nach Ihrem Geſchmack und in der Tat für das Verdienſt der Preſſe bezeichnender ſein. Ich beziehe mich auf die Worte, deren ſich Se. Majeſtät der Kaiſer bediente, ehe ich die Reiſe hierher antrat. Er ſagte zu mir: ‚Du wirſt mit vielen Vertretern der Preſſe zuſammenkommen; halte Dir die Tatſache vor Augen, daß die Repräſentanten der Preſſe in den Vereinigten Staaten dort ungefähr dasſelbe ſind, was für mich meine kommandierenden Generäle!‘“

Daß dieſer Rede des Prinzen brauſender Beifall folgte, iſt ſelbſtverſtändlich! Weißt Du, Vaterchen, ich kam mir an dieſem ſtimmungsvollen Abend, in meiner Stellung als amerikaniſcher Journaliſt, erhoben und hingeriſſen von dieſer

Rede des Bruders meines oberſten Kriegsherrn, beinahe ſelbſt wie ein kleiner kommandierender General vor!

Ein Moment von ungewöhnlichem Intereſſe für jeden Deutſchen war die Tatſache, daß der alte Achtundvierziger Karl Schurz nur wenige Plätze von dem Hohenzoller ſaß, und auch im Lauf des Abends in einer meiſterhaften Rede die alte Freundſchaft der Hohenzollern für die Vereinigten Staaten pries.

Dieſelbe Nacht noch fuhr Prinz Heinrich nach Waſhington, wo er am anderen Tage zum zweitenmal Gaſt des Präſidenten, und zwar diesmal in ſeiner Familie war. Bei dieſer Gelegenheit überreichte er Fräulein Rooſevelt das Geſchenk des Kaiſers, ein wundervolles goldenes Armband mit dem Emaillebildnis des Kaiſers, das von Diamanten eingefaßt iſt.

Eine ſehr drollige Geſchichte paſſierte am Nachmittag dieſes Tages, als der Prinz nach Mount Vernon fuhr, um das Grab Waſhingtons zu beſuchen. In dem aus zwei Waggons beſtehenden Extrazuge fuhr Prinz Heinrich im zweiten, ſein Adjutant, Kapitänleutnant Schmidt von Schwind im erſten Wagen. Der Zug hält auf der kleinen Station Alexandria. Herr von Schmidt ſieht interreſſiert zum Fenſter hinaus, und im Nu iſt ſein Waggon von Hunderten von begeiſterten Prinzenverehrern belagert, die dem vermeintlichen Prinzen die größten Ovationen darbringen. Als Prinz Heinrich nun auch zum Fenſter hinausſieht und die Situation überſchaut, ſchickt er den ihn begleitenden Chef der Newyorker Geheimpolizei zu Herrn von Schmidt und läßt ihm ſagen, er ſolle ſich vorſehen, denn ſeine — des Prinzen — Reputation ſtünde auf dem Spiel!

Imposant gestaltete sich auch die Massendemonstration, die die Deutschen Newyorks dem Prinzen darbrachten. Es wurde nämlich ein Riesenfackelzug veranstaltet, den sich der königliche Gast vom Balkon des Newyorker Arionklubs aus ansah. Ich hatte mich dem Balkon gegenüber aufgestellt, um das imponierende Schauspiel gut betrachten zu können, und imponierend war es wirklich. Von den deutschen Vereinen Newyorks und Umgegend fehlte nicht einer und das will viel sagen. Der Prinz soll auch zum Präsidenten des Arion ganz erstaunt geäußert haben: „Sind das alles Deutsche?“

Ja, es waren wirklich alles Deutsche; ich weiß nicht, wieviel Tausende, aber sie alle waren gekommen, um dem Bruder des Kaisers ihre Huldigung darzubringen.

Nachdem der Prinz Newyork verlassen hatte, und seine Reise durchs Land machte, war ja für uns Zeitungsleute nicht mehr so enorm viel zu tun, wie während der Tage seiner Anwesenheit, und wir konnten dann mit mehr Muße und Interesse seine weitere Tour durch die Vereinigten Staaten verfolgen.

Eine Natur muß er haben, die wirklich zu bewundern ist, daß er dieses Reise- Rede- und Diner-Programm ohne böse Folgen für seine Gesundheit erledigt hat, denn überall, wo er weilte, in Philadelphia, St. Louis, Cleveland, Chicago, Milwaukee, Buffaloo, Niagara-Falls und vielen kleinen Städten, wo der Zug nur hielt, mußte er die Begeisterung der enthusiastischen Menge — und allüberall „Die Wacht am Rhein“ und „Heil Dir im Siegerkranz“ über sich ergehen lassen!

In dem kleinen Städtchen Toledo, Ohio, mußte er, ohne es zu wollen, die auf dem Bahnhof seiner harrende Menge bitter enttäuschen, — die Begebenheit ist eigentlich tragikomisch! Tausende hatten sich morgens um 5 Uhr versammelt, als der Zug des Prinzen einfuhr. Die deutschen Sänger und Kriegervereine standen in Reih und Glied auf dem Perron, herrliche Blumenspenden, die dem Prinzen überreicht werden sollten, lagen bereit; Deputierte der Stadtverwaltung hatten den Ehrenbürgerbrief in prächtiger Kassette fix und fertig und eine Kapelle schmetterte mit Verve die „Wacht am Rhein"!

Der Zug hält, — eine Minute verstreicht, dann eine zweite. Hinter einem Fenster wird eine Gestalt sichtbar, eine Tür öffnet sich, alles brüllt „Hurrah for Prince Henry"! und siehe da — es ist ein Bremser. Wieder vergehen Minuten, der Prinz erscheint nicht. Ein begeisterter Trupp college-boys läßt seinen „yell" los, die Kapelle schmettert unentwegt die Wacht am Rhein weiter, die Leute schreien „Weckt ihn auf", alles vergeblich! Der stolze Neger-Porter auf der Plattform des Zuges zuckt auf alle Fragen nur verächtlich die Achseln, — bald ist die Ersatzlokomotive angekoppelt, und der Zug fährt weiter, nachdem alle Blumen und Ehrengaben dem Porter zur Überreichung an den Prinzen abgegeben sind.

Mehrere Stunden später traf auf der Mayors office folgende Depesche des Prinzen ein: „Wünsche Ihnen für den Empfang heute Morgen meinen Dank auszudrücken. Bedaure, daß ich nicht wußte, daß der Zug halten würde, hätte anderenfalls persönlich für Begrüßung gedankt." Die guten

Toledoer fühlten ſich durch dieſe Freundlichkeit vollauf entſchädigt für die Enttäuſchung des Morgens.

In Chicago legte der Prinz am Grabe Lincolns einen Kranz von American Beauty-Roſen nieder. Dieſer Augenblick ſoll ſehr ergreifend geweſen ſein. Eine Zeitung berichtet darüber: Der Prinz war tiefernſt, als er ſeinen Wagen verließ und mit einem herrlichen Kranz von Amerian Beauty-Roſen in der Hand auf das Monument zuſchritt. In ſchlichter Weiſe legte er ſeine Blumenſpende zu den Füßen der Statue nieder. Dann wandte er ſich an den Sohn des Märtyrer-Präſidenten, Mr. Robert Lincoln, und reichte ihm die Hand.

„Ich danke Eurer Königlichen Hoheit für dieſen Beweis der Achtung für meinen Vater," ſagte Lincoln, und der Prinz erwiderte: „Die Ehre iſt auf meiner Seite, Herr Lincoln!" Dann ſtand Prinz Heinrich noch einen Augenblick entblößten Hauptes Hand in Hand mit Lincoln vor der Statue des Präſidenten. Die Menge brach in jubelnde Hochrufe aus, durchbrach den Polizeicordon und umringte beide."

Ähnlich waren die begeiſterten Kundgebungen in allen Städten, die der Prinz bereiſte, und, wie geſagt, liebſte Eltern, es würde ein ganzes Buch füllen, wenn man alles das ausführlich ſchildern wollte.

Nur noch eins möchte ich Euch erzählen, was mir perſönlich tiefen Eindruck machte, da ich Augen- und Ohrenzeuge davon war. Der Brooklyner Arion hatte nämlich die Ehre, kurz vor der Abreiſe des Prinzen Heinrich vor ihm zu ſingen. Dies Ereignis wird in der Geſchichte des

Arion einen Denkstein bilden. Prinz Heinrich zollte den wundervollen Gesangvorträgen des Vereins in Worten höchsten Lobes seine Anerkennung, und wenn auch der bekannte Dirigent Arthur Claassen mit seinen Arioniten schon manchen Lorbeer davongetragen hat, diesen Tag werden sie sobald nicht vergessen. Zuerst trugen die Sänger das Kaiser-Preislied vor, das bei dem letzten Sängerfest zur Erringung des vom Kaiser gestifteten Preises gedichtet worden war. „Diese herrliche Komposition wurde wundervoll vorgetragen", sagte der Prinz, als der Verein geendet, und äußerte den Wunsch, die ihm von Claassen überreichte Partitur behalten zu dürfen. „Wenn ich nicht zuviel verlange, möchte ich aus dem Programm noch das alt-niederländische Volkslied wählen," bat Prinz Heinrich, und sein Wunsch war natürlich Befehl. Als dieses Lied verklungen war, hatte das Interesse des Prinzen so zugenommen, daß er den Dirigenten bat, er möchte alle im Programm aufgeführten Lieder singen lassen. Zum Schluß fragte der Prinz Herrn Claassen, ob die Sänger nicht einen Choral vortragen könnten. „Wir wollen Eurer Königlichen Hoheit ein Lied singen, das ebenso schön ist wie ein Choral, und zwar „Der Tag des Herrn".

Nachdem das Konzert vorüber war, hielt Prinz Heinrich eine Ansprache an die Sänger, in der er seiner Begeisterung über das eben Gehörte in enthusiastischen Worten Ausdruck gab. Arthur Claassen empfing nachher vom deutschen Botschafter und den Herren aus dem Gefolge des Prinzen Glückwünsche zu seinem großartigen Erfolge, und vor einigen Tagen hat er als sichtbares Zeichen der Anerkennung des Prinzen eine kostbare Kravattennadel bekommen.

Obgleich ich Euch noch viel von dieſer intereſſanten Zeit berichten könnte, müßt Ihr Euch heute ſchon mit dieſer Schilderung begnügen. Ich werde Euch ſpäter die Zeitungen ſchicken, in denen die Prinz-Heinrich-Reiſe ausführlich beſchrieben iſt.

Und nun lebt wohl.

Herzlichſt grüßt Euch

Euer treuer Sohn.

Newyork, 15. Juni 1902.

Lieber Vater!

Heute will ich Dir nun mitteilen, daß ich aus Santos vom deutschen Konsul die Nachricht bekommen habe, daß Bruder Fritz dort nicht mehr im Hospital liegt, sondern sich als Leichtmatrose auf dem Dampfer „Wittenberg" hat anmustern lassen und auf dem Wege nach Bremen ist. Es ist zu schade, daß er nicht gleich von Santos hierher kommen konnte; ich hatte alles so schön zu seinem Empfang vorbereitet und mich schon so gefreut, den alten Bengel nach der schweren Zeit, die er durchgemacht hat, wiederzusehen. Ihr könnt Euch daher meine Enttäuschung denken, als ich bei Ankunft des Dampfers „Bellenden", mit dem Fritz von Liverpool hier ankommen sollte, ihn nicht an Bord fand, sondern von einigen Matrosen hörte, daß er in Santos im Hospital zurückgelassen werden mußte. Das beste, was Du nun tun kannst, liebster Vater, ist, ihn von Bremen aus sofort zu mir hierher zu schicken. Auch sein Lebensschiff wird wieder in ruhigeres Fahrwasser kommen und der Kampf wird ihm hier leichter werden, denn ich werde ihm ja treu zur Seite stehen. Es ist die höchste Zeit für Fritz, daß er in geordnete Verhältnisse kommt, nach dem jahrelangen unsteten Leben in Südafrika. Hier kann er auch seiner Abenteurerlust nicht so die Zügel schießen lassen, wie in den englischen

Kolonien, wo er doch eigentlich immer mitten in Krieg und Aufruhr gelebt und jahrelang unter Eingeborenen gewohnt hat, und der Ziviliſation ziemlich fremd geworden war.

Ich bin überzeugt, daß er hier gut einſchlagen wird; auch für ſeine Placierung habe ich ſchon Schritte getan, und zwar will ich verſuchen, ihn in einer Tapetenfabrik anzubringen, wo er abends um 6 und Sonntags frei iſt. Wäre er nur vor Jahren — damals im Sommer 98 — gleich mit mir nach Amerika gekommen, wie ich es wollte, ſtatt nach Afrika zurückzukehren! Amerika iſt doch das einzige Land, das jedem ſtrebſamen Menſchen eine Chance gibt, vorwäts zu kommen!

Neulich erhielt ich übrigens einen Brief von Dir, liebſter Vater, den Du im März an mich geſchrieben haſt. Er war nach der Groß-Newyorker Zeitung gegangen, und von dort rückſichtsloſerweiſe nicht weiter ans Morgen-Journal geſchickt worden, obwohl man wußte, daß ich hier angeſtellt war. Der office-boy hätte nur einige Häuſer weiter zu gehen brauchen, um mir den Brief direkt zu bringen, ſtatt deſſen iſt er nun monatelang umhergewandert. Ja, beim Morgen-Journal war ich angeſtellt!, heute bin ich bereits ſeit mehreren Wochen bei der Staats-Zeitung. Als nämlich hier eine Vakanz eintrat, wurde ich aufgefordert, die Stelle anzunehmen und ſagte natürlich zu, denn das war ja von Anfang an das Ziel meiner Wünſche geweſen. So hätte ich nun alſo aller Vorausſicht nach meine Lebensſtellung gefunden — umſatteln werde ich ſicher nicht noch einmal — denn wer einmal bei der Staats-Zeitung iſt, der bleibt da bis er ſtirbt!

Ich arbeite auf der Brooklyner Redaktion mit noch zwei anderen Herren von der Staats-Zeitung und vielen anderen deutschen und englischen Journalisten, den Vertretern von Newyorker Zeitungen auf einem großen Saal zusammen. Die Redaktionsstunden sind hier leichter wie in Newyork; wir arbeiten von 4 bis 7 und von 9 bis 11. Nur zweimal die Woche, wenn ich Dienst habe, muß ich bis 2 Uhr bleiben. Aber auch dann ist nach 11 Uhr gewöhnlich nichts mehr zu tun, sondern man sitzt mit den englischen Kollegen zusammen, rauchend und plaudernd, poker oder pinochle spielend — bis plötzlich zu unsern Häupten ein riesiger elektrischer Gong mächtige Töne durch den Saal sendet. Alles hört auf zu spielen und jeder zählt. Die durch die Schläge angegebene Zahl sagt uns: Der Feuermelder Nr. so und so ist in Tätigkeit, dort brennt's! Das Feueralarmbuch zeigt uns genau, wo dies ist, und unter Umständen stürmt dann alles hinaus und mit der nächsten Elektrischen nach dem Brandplatz.

Ob man wegen eines Feueralarms seinen Roman, seine Karten oder seine Pfeife im Stich läßt, hängt davon ab, wie oft der Alarmapparat die betreffende Nummer anschlägt. Einmal — dann rührt sich kein Mensch, das ist ein harmloses kleines Feuerchen, höchstens eine Spritze zur Stelle. Zweimal — da wird die Sache schon bedenklicher, da muß der eine oder andere schon ans Telephon, das Feuer-Hauptquartier anrufen und sich nach den näheren Umständen erkundigen. Läutet's aber dreimal, dann ist der Saal nach 5 Minuten leer, nur einer bleibt da, um etwaige andere wichtige Nachrichten in Empfang zu nehmen. Feueralarm

ist aber auch im gewöhnlichen Lauf der Ereignisse so ziemlich das einzige, was uns nach 11 Uhr noch in Tätigkeit hält. Es ist ein fideles Leben hier auf dieser Redaktion, — man könnte es gewissermaßen auch ein vie de Bohème nennen. Namentlich sind unter den englischen Journalisten einige Originale vom reinsten Wasser. Ich komme hierauf wohl noch ein ander Mal zurück, liebes Vaterchen, heut will ich Euch nur noch erzählen, daß der Temperenz-Satan Carrie Nation schließlich doch zu einer Geldstrafe, und im Fall der Zahlungsunfähigkeit zu Gefängnis verurteilt worden ist. Gegen alle Erwartung hat sie sich diesem Urteil gefügt, erklärte sich auch bereit, die Gefängnisstrafe anzutreten, da sie nicht zahlen konnte. Ein spekulativer Kopf sagte sich jedoch ganz richtig: Carrie Nation ist mehr wert als die lumpigen paar Dollars, die sie Strafe zahlen soll, erlegte selbst diese Geldstrafe und engagierte Carrie Nation zu einer Vortragstour durch die Vereinigten Staaten.

Das Motiv dieses Ehrenmannes war weder Nächstenliebe noch frommer Eifer, noch glaubte er wohl, daß die Vorträge des alten Scheusals besonders interessant sein würden, — sondern er ließ sich nur von der ganz richtigen Voraussetzung leiten, daß die Neugier die Leute in Scharen herbeiführen würde, um die Führerin der Beil-Brigade zu sehen und sprechen zu hören.

Bevor dem fanatischen Weibe das Handwerk gelegt wurde, gelang es ihr und ihren Anhängerinnen doch noch, in verschiedenen anderen kleinen Städten in Kansas Restaurants zu demolieren. So zertrümmerten sie im Januar mehrere saloons in dem Städtchen Enterprise, wobei

Carrie noch die unglaubliche Frechheit hatte, den Gouverneur von Kanſas telegraphiſch aufzufordern, er möchte ihr mit ſeiner ganzen Amtsgewalt bei ihrem Feldzug gegen die Schankwirtſchaften beiſtehen.

18. 6. Eben bekomme ich Deinen Brief, liebes Vaterchen, mit der betrübenden Nachricht, daß Bruder Antons Magenleiden ſich noch nicht gebeſſert hat, und man hoffte doch gerade, daß die Verſetzung von Spandau nach Siegburg nicht nur für ſein Frauchen ſondern auch für ihn ſelbſt geſundheitlich vorteilhaft ſein würde. Als ich im vorigen Frühjahr bei ihm in Spandau war, kam gerade ſeine Verſetzung heraus, und ich freute mich ſo recht von Herzen mit ihm darüber. Der Aufenthalt bei den lieben Geſchwiſtern auf dem Lande wird ihm hoffentlich recht gut tun und eine Wendung zum Beſſeren herbeiführen.

Laß mich doch recht bald hören, wie es dem armen Bruder geht, man ängſtigt ſich in der Ferne doppelt um ſeine Lieben!

Herzlichſte Grüße von

Deinem treuen Sohn.

Newyork, 12. September 1902.

Liebste Eltern.

Die Nachrichten über Bruder Antons Krankheit lauten ja heute Gott sei Dank etwas hoffnungsvoller, möchte doch das neue Mittel, das bei ihm angewandt wird, seine Heilung herbeiführen. Fritz und ich sprechen natürlich viel von ihm und freuen uns mit Euch, daß die Lebensgefahr gehoben zu sein scheint.

Nun ist ja Fritz schon seit vier Wochen in Amerika, und seitdem wir beide Euch seine glückliche Ankunft meldeten, hat sich schon viel in den Verhältnissen zu seinen Gunsten geändert. Bereits 5 Tage nach seiner Ankunft fand sich eine auskömmliche Stellung für ihn in einer Hutfabrik, wo er 9 Dollars die Woche verdient. Drei Tage waren wir zusammen in der Stadt herumgelaufen, um auf Zeitungsannoncen hin alle möglichen Leute aufzusuchen, aber überall wollten sie nur einen so geringen Lohn zahlen, daß es unmöglich für Fritz war, anzunehmen. So bot ihm z. B. ein ungarischer Jude 4 Dollars die Woche dafür, daß er den ganzen Tag hätte Fälle färben müssen. Die Werkstatt lag bei diesem Kerl direkt unterm Dach, der Aufenthalt in dem Schwitzkasten, in der glühenden Augustsonne, muß furchtbar sein, und dabei dieser Hungerlohn! Das sind aber Ausnahmen in den hiesigen Arbeiterverhältnissen; bei ameri-

kaniſchen Arbeitgebern iſt ſo etwas unmöglich. Nur Ausländer, namentlich Ungarn, Polen, Italiener, auch Deutſche verſuchen ihre eben herübergekommenen Landsleute in dieſer ſchamloſen Weiſe auszunutzen.

Schließlich kamen wir aber vor die Türe dieſer Hutfabrik von Apple & Co., Astor-place und Broadway. Schon die Antwort auf unſere Annonce hatte uns ſo gefallen; es hieß nämlich darin: „Wenn Se deutſcher Soldat geweſe ſind, ſtelle Se ſich morje um ſiebe Uhr vor". Wenn nun der gute Fritz auch nicht deutſcher Soldat geweſen iſt, ſo dachte ich, ſollte meine militäriſche Dienſtzeit für zwei gelten, und außerdem hat er ja auch als engliſcher Soldat ſogar Kriegsjahre geſehen, — daher machten wir uns am anderen Morgen um „ſiebe" auf, und die Folge davon war, daß Fritz ſofort angeſtellt wurde und dablieb. Die Arbeit, die er zu tun hat, iſt ja nicht leicht; er muß den ganzen Tag an einer Gasmaſchine Hutformen preſſen, oben mit den Händen arbeiten und unten mit dem Fuß treten; dazu die Gashitze, das Ausſtrömen der Salpeter- und Schwefeldämpfe aus den feuchten Hüten; das alles ſind ja unangenehme Zugaben, aber er hat doch eine feſte Stellung, verdient 9 Dollars die Woche und iſt zufrieden, beſonders nach den furchtbar ſchweren Zeiten, die er als Heizer auf den verſchiedenſten Dampfern und zuletzt in England und in Bremen durchzumachen hatte. Er wird hier doch wenigſtens für ſeine Arbeit bezahlt und braucht ſich nicht, wie die Heilsarmee in England es von ihm verlangte, für nichts zu ſchinden. Sie hatten ihm dort eine Stellung beſorgt, wo er den ganzen Tag altes Papier ſortieren, es in zwei Zentner

ſchweren Ballen auf Wagen verladen ſollte, und doch nichts dafür bekam als ſein Eſſen. Da ſtreikte er natürlich! Die Heilsarmee hat's ja gut gemeint — wie ſie überhaupt viel Gutes tut — aber eine derartige Hilfe iſt nur bei ſolchen Menſchen angebracht, die nicht arbeiten können und froh ſein müſſen, wenn ſie nicht verhungern, aber doch nicht für einen Kerl wie Fritz, der mit ſeinen Fäuſten allein hier in Amerika den höchſten Arbeitslohn verdienen kann.

Well, das wäre nun alſo alles hier im guten Geleiſe, und es wird auch mit Fritz immer aufwärts gehen — per aspera ad astra!

Wir ſind ja allerdings nicht oft zuſammen, nur abends beim dinner 1 bis $1^1/_2$ Stunden, wenn Fritz eben von der Arbeit gekommen iſt, ich muß dann um 9 wieder auf die Redaktion. Wir wohnen jetzt ſeit einigen Wochen bei einer ſehr netten deutſchen Familie Becker in der Pulaskiſtraße, Brooklyn. Bei der ſchwediſchen Familie Lindſtedt, wo wir vorher wohnten, war es zu eng geworden, auch konnte ich dort meine Möbel nicht unterbringen. Hier bei Beckers haben wir zwei hübſche Zimmer, ſehr gemütlich eingerichtet, auf demſelben Flur das Badezimmer. Die Familie beſteht aus dem Vater, der Mutter und zwei erwachſenen Töchtern. Der alte Becker iſt ein self-made-man, ein prächtiger, derber Heſſe; vor einigen 20 Jahren ohne einen Pfennig Geld als kleiner Handwerker nach Amerika gekommen, hat er mit Axt, Beil und Säge und mit Hilfe ſeiner fleißigen Frau ein Vermögen erworben. Jetzt iſt er nicht mehr Zimmermann, ſondern nennt ſich Baukontraktor und beſitzt zwei Häuſer. Frau Becker iſt natürlich auf Beſuchsreiſen in ihrem

Heimatsdörfchen in Deutſchland „Frau Baumeiſter“. Die Mutter und die beiden Mädels beſorgen die Wirtſchaft, ein Dienſtmädchen wird nicht gehalten. „Wo drei Weibsleit im Haus ſind, braucht's nit noch'n Dienſtmädel“ ſagt der alte Becker, und er hat ganz recht. Die beiden Töchter ſind fleißige, beſcheidene, nette Mädchen, auch muſikaliſch, und ſo ſitzen wir manchmal, wenn ich meinen freien Abend habe, alle zuſammen im Wohnzimmer, plaudern, muſizieren und trinken Bier. Jeden Sonnabend iſt große Bierabrechnung, Frau Becker bucht jeden Abend, was wir beide trinken und am Ende der Woche wird berappt. Den Löwenanteil hiervon hat natürlich Fritz zu bezahlen; er arbeitet ja auch härter und hat infolgedeſſen mehr Durſt als ich. Leider muß ich immer, außer an meinen freien Abenden — Montag und Dienstag — gleich nach dem dinner fort. Wenn ich dann in der Nacht wiederkomme, höre ich Fritz nur noch ſchnarchen, und wenn er am anderen Morgen mit dem erſten Hahnenſchrei ſein Lager verläßt, um nach der Fabrik zu gehen, bin ich noch nicht lange im Bett. Unſere perſönliche Verſtändigung beſteht denn während der Woche meiſt in kleinen Zettelchen, die wir uns gegenſeitig auf den Nachttiſch legen. Fritzens lakoniſche Korreſpondenzen ſind meiſt desſelben Inhalts: „Pump mir doch einen Dollar“, es fehlt aber nie die Unterſchrift „Dein treuer Bruder Fritz“. Meine Zettelchen beziehen ſich meiſtenteils auf notwendige Kleider- und Stiefelreparaturen, oder es ſteht auch wohl drauf: „Räum' doch mal wieder Deine Kommode auf“ oder „Dein Ausgabebuch iſt nicht in Ordnung“; „haſt Du den Brief an Mutter geſchrieben?“ und dergleichen brüderliche kleine Winke.

Ein Lichtblick in der Woche ist für uns beide der Sonnabend. Fritzens Arbeit hört dann schon um 5 auf und ich brauche nur bis 10 auf der Redaktion zu bleiben. Dann kommt Fritz nach dem dinner gleich mit mir zum Municipal-Building und wartet dort, bis ich fertig bin. Während der Sommermonate schließt die Arbeit in allen Fabriken und Geschäften sogar schon um 12 Uhr mittags.

Den englischen Journalisten ist Fritz eine sehr interessante Persönlichkeit; sie sitzen da um ihn herum und er muß aus seinem bewegten abenteuerlichen Leben in Afrika berichten, wo er seiner Körperkräfte wegen von den schwarzen Zeitgenossen „the white elephant“ genannt wurde.

Besonders ist einer unter den Kollegen, mit dem Fritz dicke Freundschaft geschlossen hat. Ein alter weißhaariger englischer Journalist, Billy Gill. Auch er hat ein abenteuerliches Leben hinter sich, so u. a. schon als betagter Mann den Krieg in Cuba mitgemacht. Während ich dann noch schreibe, daß mir die Finger krumm werden, höre ich Fritz und Billy Kriegserlebnisse austauschen, kurz, sie „schabbern“, daß ihnen das Maul schäumt — auf englisch natürlich. Plötzlich sagt dann einer von beiden: „come on, old boy, let's have a drink“. Dann verschwinden sie, es schließt sich auch wohl noch einer oder der andere der englischen Kollegen an und ich bin sicher, Fritz vor einer Stunde nicht wiederzusehen. Aber das schadet nichts, Vaterchen! Laß ihn ruhig nach der Woche harter Arbeit sein Whiskychen trinken. Tag für Tag bis 6 Uhr abends schuften, futtern, dann ins Bett, und am anderen Morgen um $^1/_2$5 wieder raus, das so sechs Tage hintereinander, dann hat man's

am Sonnabend verdient, von dem ſchwer erarbeiteten Wochenlohn einen kleinen Teil zu verjubeln. Wenn er mich abholen kommt, legt Fritz mir zunächſt eine gute Zigarre auf den Schreibtiſch, und dann iſt er gerade in der richtigen Stimmung, mir während der nun folgenden, wirklich anregenden Nachtſtunden die intereſſanteſten Begebenheiten aus ſeinem afrikaniſchen Leben zu erzählen.

Gewöhnlich gehen wir hier in Brooklyn in irgendein nettes Lokal; ſind wir aber ſehr unternehmungsluſtig geſonnen, ſo fahren wir auch wohl nach Newyork, und gehen zu Knieriem, oder zu Horn, in den Preſſeklub oder gar zu Lüchow. Auch im Terrace garden bei Mike Heumann ſitzen wir manchmal bei einem guten Glaſe Bier oder Wein, und der Genuß wird hier noch erhöht durch gute Muſik. Was in dieſen Nächten zwiſchen uns Brüdern Ernſtes und Heiteres, Fröhliches und Trauriges aus der Vergangenheit und über die Zukunft geſprochen wird, das, liebes Vaterchen, würde viele intereſſante Beiträge für die Familienchronik liefern, jedenfalls freuen wir beide uns ſchon die ganze Woche auf dieſe Sonnabendnächte. Montag und Dienstag abend bin ich ja auch zu Hauſe, aber da haben wir nicht ſoviel voneinander, weil Fritz am andern Morgen wieder früh zur Arbeit muß, und wir daher unſere Ausflüge oder unſer gemütliches Beiſammenſein im Hauſe nicht bis in die small hours ausdehnen können. Mit Montag und Dienstag hat das für mich folgende Bewandtnis: Jeder bei der Saatszeitung hat nämlich einen ganzen freien Tag und einen ganzen freien Abend. Ich habe mir nun den freien Abend auf Montag, den freien Tag auf Dienstag gelegt. Montag

arbeite ich alſo nur nachmittags von 4 bis 7, dann beginnt mein freier Abend; Dienstag den ganzen Tag frei, ſo daß ich auf dieſe Weiſe zwei ganze Tage frei habe, denn mein Dienſt beginnt doch erſt wieder Mittwoch nachmittag um 4.

Ihr ſeht, geliebte Eltern, Fritz geht es gut hier, und wir beide haben uns behaglich zuſammen eingelebt. Hoffentlich erhalten wir auch von Euch bald wieder gute Nachrichten.

Euer treuer Sohn.

Newyork, 28. Oktober 1902.

Liebste Elterchen!

Heute muß ich Euch doch eine Neuigkeit berichten, von der ich wohl noch nichts schrieb, — Vetter Max hat sich nämlich vor einigen Wochen hier in Newyork verheiratet! Er hatte im Juli seine Schule in Baltimore recht gut verkauft und war hierher gekommen, wo er mit einem Bekannten zusammen ein kleines Geschäft, eine Pappschachtelfabrikation, anfing. Das Geschäft ist bisher gut gegangen und nichts fehlte ihm zu seinem Glück als eine Frau. Da er schon seit Jahren ein liebes und gebildetes Mädchen in Baltimore verehrt hatte, so war die Wahl für ihn nicht schwer. Seine Kate verlebte im August auch ihre Sommerferien hier in Newyork, und als diese zu Ende waren und Max doch hier bleiben mußte, wurde ihnen die Trennung so schwer, daß sie sich kurz entschlossen und den Bund fürs Leben eingingen. Schnell wie das Leben, schnell wie 's Geschäft, schnell wie alles hier in Amerika, — so schnell wird hier auch das Heiraten gehandhabt. Über diese Heirat des Vetters könnte man eine humoristische Erzählung abfassen, originell war sie ganz entschieden.

Sitze ich da eines Nachts ganz gemütlich gegen ½12 Uhr auf der Redaktion, rauche meine Pfeife und spiele mit ein paar englischen Kollegen Pinochle, als plötzlich Marchen auf

der Bildfläche erſcheint. „Na nu," ſag' ich, „Menſch, was willſt du hier in der Nacht unter uns Journaliſten? Brennt's bei uns zu Hauſe?" „Nein, mein alter Junge, bei uns zu Hauſe brennt's nicht; aber die Liebe zu meiner Kate brennt ſo lichterloh in meinem Herzen, daß ich mich entſchloſſen habe, ſie zu heiraten, und zwar ſoll dies ſchon morgen geſchehen. Heut Nachmittag auf einer Dampferpartie den Hudſon hinauf haben wir alles verabredet, daß es doch das beſte wäre, wenn wir uns nicht mehr trennten, und nun bitten wir dich, daß du nicht nur unſer erſter Trauzeuge ſein, ſondern auch alles andere Notwendige für die morgige Trauung vorbereiten möchteſt, da wir doch ganz fremd hier in Newyork ſind. Mir wäre es ja am liebſten, wir würden einfach zum Richter oder Bürgermeiſter gehen und uns zuſammengeben laſſen, aber Kate will durchaus eine kirchliche Trauung haben, — auch gut!"

Ich verſprach natürlich ſofort, ihm in allem behilflich zu ſein und nachdem wir das weitere für den folgenden Tag verabredet und das freudige Ereignis noch mit einem Whisky begoſſen hatten, begab ſich Max ſeelenvergnügt nach Hauſe, Kate wohnte in ihrer Penſion, und ſo feierte jeder von ihnen allein, was man bei uns „Polterabend" nennt!

Der folgende Tag war ein recht anſtrengender für mich. Da ich am Abend vorher Dienſt gehabt hatte, kam ich erſt um 3 Uhr morgens nach Hauſe. Um 10 Uhr war ich ſchon unterwegs nach Newyork, auf der Suche nach einem Paſtor. Kate tat es nicht anders; ſie wollte in einer der faſhionabelſten Kirchen und von einem der bekannteſten Paſtoren getraut werden. Ich ging infolgedeſſen nach der

Grace Episcopal Church und trug dem Herrn Dr. W., dem sehr vornehmen Seelsorger einer noch viel vornehmeren und reicheren Gemeinde meinen Wunsch vor. „Is the couple of age?“ war seine erste Frage. Nachdem ich ihn darüber beruhigt hatte, daß beide mehr wie majorenn seien, wollte er doch immer noch mehr wissen. Er konnte sich augenscheinlich gar nicht erklären, warum wir gerade ihn wählten, da gewöhnlich bei solchen schnell gefaßten Entschlüssen die Trauung vom ersten besten Pastor irgendeiner kleinen Kirche vorgenommen wird, der froh ist, durch die 5 Dollars Trauungsgebühr seine kärglichen Einkünfte etwas aufzubessern.

„Herr Pastor“, sagte ich, „mein Vetter gehört zur höchsten Aristokratie Deutschlands. Er ist einer der bekanntesten und hervorragendsten Offiziere der deutschen Armee gewesen, ist mit den höchsten Persönlichkeiten bei Hofe, ja man könnte beinahe sagen, mit dem Kaiser selbst fast befreundet gewesen! — und ein so hochstehender Mann kann sich natürlich in keiner anderen Kirche als in der Ihrigen trauen lassen!“

Damit war nun Reverend Dr. W., Doctor of Divinity, vollkommen zufriedengestellt, ich telephonierte an Max nach dem Hotel, wo Kate wohnte: „Kommt nach der Grace Church es ist alles zur Trauung bereit.“ Fünf Minuten darauf fuhr ein Wagen vor, das junge Paar sowie zwei Freunde der beiden als Trauzeugen stiegen aus und wir gingen alle in die hübsche kleine Kapelle neben der Kirche, in der stets solche unzeremoniellen Hochzeiten programmäßig erledigt werden.

Mr. Right, der andere Trauzeuge, war allerdings a little „wrong“; ſie hatten wohl morgens im Hotel ſchon ein bißchen Polterabend und Vorhochzeit gefeiert! Max und Kate waren nach deutſchen Begriffen nicht hochzeitlich gekleidet; Max war im Gehrock, Kate im Straßenkleid mit Hut. Die Zeremonie war ſehr ſchnell vorüber. Der Paſtor ſagte einfach: „In the name of God I pronounce you man and wife“, und hiermit war alles erledigt. Dann gratulierte der Geiſtliche dem jungen Paare, bekam bei der Gelegenheit ein Kuvert mit 20 Dollars Inhalt in die Hand gedrückt und wir alle verließen die Kapelle, nicht etwa um nun zu einem ſolennen Hochzeitsdiner zu ſchreiten, ſondern Max und Kate fuhren nach dem Hotel, Mr. Right und ſeine Freundin begleiteten das junge Paar, ich aber mußte ſofort auf die Redaktion, denn meine Dienſtſtunden waren gekommen.

Du ſiehſt, liebes Vaterchen, beim Heiraten macht man hier nicht viel Umſtände. Geburtszeugnis, Leumundszeugnis, elterliche Erlaubnis, Aufgebot, Standesamt, — das alles gibt's hier nicht, jeder kann auf die leichteſte Weiſe, ohne alle Hinderniſſe, in den Hafen der Ehe einlaufen, — Scheidungen dagegen ſind, wenigſtens in den Staaten mit moderner Geſetzgebung, ſehr erſchwert. Die kirchliche Trauung allein genügt hier; wer ſich aber nicht kirchlich trauen laſſen will, braucht nur zum Bürgermeiſter, zu einem Richter oder zu einem alderman (Stadtratsmitglied) zu gehen, welche alle das Recht haben, Eheſchließungen zu vollziehen. Hierbei muß ich noch ein Kurioſum erwähnen, das manches Stadtoberhaupt in Deutſchland vielleicht neidiſch machen wird. Wenn der Bürgermeiſter von Newyork ein junges

Paar traut, ſo hat er das ungeſchriebene Recht, nach der Trauung die junge Frau zu küſſen! Soviel ich weiß, hat aber Mayor Low noch nie von dieſem Recht Gebrauch gemacht.

Die Erleichterungen, die hier den Heiratsluſtigen geboten werden, gehen jedoch noch weiter, denn nach einem neueren Geſetz des Staates Newyork iſt es nur notwendig, daß zwei Perſonen, die heiraten wollen, vor zwei Zeugen einen Kontrakt aufſetzen, des Inhalts: „Wir ſind geſonnen, als Mann und Frau miteinander zu leben.“ Dieſer Kontrakt wird auf der Mayor's office hinterlegt, regiſtriert und damit iſt die Ehe geſchloſſen. Selbſt wenn ein Paar eine gewiſſe Anzahl von Jahren in ſogenannter wilder Ehe miteinander gelebt hat, ſo werden ſie vor dem Geſetz als vollgültiges Ehepaar betrachtet.

Um nun auf unſer neues Ehepaar zurückzukommen, ſo will ich noch ſagen, daß wir vor einigen Tagen die Nachfeier ſeiner Hochzeit zugleich mit Maxens Geburtstag in gemütlichſter Weiſe bei ihnen feierten. Die neue Kuſine Kate zeigte dabei, daß ſie bereits recht viel von der deutſchen Küche verſteht, denn alles war delikat. Max hatte dazu eine vorzügliche Rotweinbowle gebraut und wir waren bis zum frühen Morgen ſehr vergnügt zuſammen.

Vor einigen Tagen haben wir übrigens einem lieben Kollegen von der Staatszeitung, Rittmeiſter Ludendorff, das letzte Geleit gegeben — zum Krematorium nach Fresh Pond, denn auf ſeinen eigenen Wunſch wurde er, wie viele andere hieſige journaliſtiſche Streiter vor ihm, nicht begraben, ſondern verbrannt.

Der alte Ludendorff war kein Jüngling mehr, als er vor ca. 20 Jahren nach Newyork kam, nachdem er in der

deutſchen Heimat ſein Gut verloren hatte. Auch ihm bot Ottendorffer bei der Staatszeitung eine Zufluchtsſtätte und reichlichen Erwerb, ſo daß er bis an ſein Lebensende in Amerika keine Not hat leiden brauchen. Ihm, dem damals ſchon Vierzigjährigen, wäre es ſonſt auch wohl beſonders ſchwer geworden, den Lebenskampf hier mit Erfolg zu führen. Der Rittmeiſter iſt in Amerika ſtets das geblieben, was er war: ein echter Deutſcher, glühender Patriot, ein begeiſterter Anhänger ſeines ehemaligen Standes. Darum blieb er auch für alle ſeine Kollegen immer der „Rittmeiſter"; ich habe ihn nie anders nennen hören. Wir beide haben manche frohe und gemütliche Stunde miteinander verlebt, und beſonders intereſſant war es mir, dem alten Soldaten über ſeine Kriegserlebniſſe zuzuhören, da er, ebenſo wie Du, liebes Vaterchen, bei den Leibhuſaren geſtanden hatte. Der jetzige Kommandeur der Leibhuſarenbrigade, General von Mackenſen, war übrigens Kriegsfreiwilliger bei der Eskadron, die „unſer Rittmeiſter" befehligte.

Es war das erſtemal, daß ich einer Feuerbeſtattung beiwohnte, und ich kann nur ſagen, daß ſie ſehr feierlich und eindrucksvoll verlief. In der kirchenartigen Halle ſtand der Sarg vor einer Art Altar. Als die Leidtragenden ſich alle hier verſammelt hatten, wurde auf einer Orgel ein Choral geſpielt, „Jeſus meine Zuverſicht", dann hielten einige Kollegen und Freunde des alten Rittmeiſters kurze ergreifende Anſprachen; zum Schluß betete einer das Vaterunſer und die Trauerfeier war beendet. Der Sarg wurde dann durch eine Verſenkung in das untere Gewölbe hinab-

gelaſſen. Hier wird die Leiche herausgenommen und in ein Aſbeſttuch gehüllt, der Sarg wird vernichtet.

Die Leidtragenden können dann, wenn ſie wollen, von der Halle aus durch ein großes Fenſter zuſehen, wie die Leiche in den weißglühenden Verbrennungsofen hineingeſchoben wird, deſſen Türen ſich ſofort ſchließen. Nach mehreren Stunden wird die Aſche aus dem Asbeſttuch genommen und in einer Urne für die Angehörigen aufbewahrt oder ihnen zugeſtellt.

Ich finde dieſe Art der Beſtattung ſehr ſchön, und der Gedanke, durch das Feuer verzehrt zu werden, iſt mir jedenfalls ſympathiſcher, als der, daß ich in der Erde vermodern muß. Doch ſchließlich — am End iſt alles gleich!

Noch eins muß ich Dir erzählen, liebes Vaterchen. Den alten Moſt haben ſie neulich zu einem Jahr „Stuhlfabrik“ verurteilt. Der alte Kerl hatte das Pech, daß gerade an dem Freitag, als Präſident McKinley von dem anarchiſtiſchen polniſchen Schuft angeſchoſſen wurde, in ſeiner „Wahrheit“ ein Artikel erſchien: „Mord versus Mord“, den er vor 40 Jahren ſchon mal geſchrieben und nun wieder ausgegraben hatte, weil ihm wohl gerad an dieſem Freitag vor lauter Alkoholſeligkeit neue Mordgedanken nicht kommen wollten.

Irgend jemand hat nun aber dieſen Artikel überſetzt und den Behörden unterbreitet, mit dem Hinweis, daß Moſt ihn gerade an dem Tage der Ermordung geſchrieben habe. Die Abſurdität dieſer Behauptung lag ja klar zutage, denn als dieſer Blutartikel in Newyork in die Preſſe ging, hatte den unglücklichen Präſidenten ſein Schickſal

längſt ereilt, alſo hätte Moſts Artikel unmöglich als Anfreizung zum Präſidentenmord aufgefaßt werden können. Dennoch wurde der alte Kerl in Anklagezuſtand verſetzt und ſchließlich zu einem Jahr Strafanſtalt, kurzweg „Stuhlfabrik" genannt, verurteilt. Daß er dieſes Jahr abbrummen muß, ſchadet ihm ja gar nichts, im Gegenteil, — man iſt mal für einige Zeit von ſeinen gedruckten Sauereien befreit. Neulich hat ihn mal einer von den Kollegen auf der Strafinſel, einem mitten im Hudſon gelegenen Eiland, auf dem ſich ſämtliche Strafanſtalten der Stadt Newyork befinden, aufgeſucht und berichtet, daß ſich Ehren-Moſt in ſehr gedrückter, trauriger Stimmung befunden, weil er keinen Whisky und keine Zigarren hätte. Seine paar weißen Haare waren ihm kurz abgeſchoren, und er ſoll ausgeſehen haben wie ein aus der Trauktonne gezogenes Keichel.

Nun genug für heute und herzliche Grüße von

Euerm treuen Sohn.

Newyork, den 5. Dezember 1902.

Meine geliebten Eltern!

Eure Briefe mit der Nachricht vom Tode unſeres einzigen geliebten Bruders kamen geſtern an. Wir können es nicht faſſen, daß er nicht mehr iſt und werden ihn niemals vergeſſen. Solche Wunden ſind in unſerem Alter nicht mehr zu heilen, wenn man ſo aneinander hängt wie wir in unſerer Familie. Aber wir müſſen ſagen, Gott ſei Dank, daß er von ſeinen furchtbaren Leiden erlöſt iſt und daß wenigſtens die letzten Stunden ohne Schmerzen waren.

Zu Weihnachten ſollt Ihr nun aber einen von Euren Söhnen bei Euch haben, liebe Eltern, als kleinen Troſt in Eurem Schmerz! Ich habe mich nach der Trauernachricht kurz entſchloſſen, das Weihnachtsfeſt mit Euch zuſammen in Lichterfelde zu verleben. Ich habe Herrn Ridder bereits um Urlaub gebeten und er hat ihn mir freundlicherweiſe ſofort gewährt, mir ſogar 150 Dollars Vorſchuß von meinem Gehalt angeboten, was ich natürlich gern annahm. Mein verehrter Freund, Herr v. S., der Chefredakteur der Staatszeitung, von dem ich Euch ja ſchon oft ſchrieb, hatte ſich eben auch in dieſer Sache bei Ridder für mich verwandt. Morgen reiſe ich ab und werde ungefähr zwei Monate bei Euch ſein. Ich hoffe dann auch nach Neujahr die Geſchwiſter in Preußen zu beſuchen, auch möchte ich gern mal nach

Truntlack fahren. Fritz wird während meiner Abwesenheit gut aufgehoben sein; Vetter Max und seine Frau werden sich seiner annehmen, damit er nicht verwaist ist, Fritz kann natürlich hingehen so oft er will. Alles andere mündlich! Dieser Brief wird einige Tage vor meiner Ankunft in Euren Händen sein, da er mit einem Schnelldampfer befördert wird und in 8 Tagen in Berlin ist, während meine Überfahrt mindestens 12 Tage dauert. Von Hamburg aus werde ich Euch telegraphieren.

Auf Wiedersehen!

Euer treuer Sohn.

Truntlack, Oſtpreußen, 20. 1. 1903.

Mein lieber Fritz!

Der Geburtstagsbrief, den ich Dir dieſes Jahr von Deutſchland aus, und zwar, wie Du ſiehſt, aus unſerm alten Ahnenſchloß ſchreibe, wird Dich beſonders wehmütig ſtimmen, jetzt, wo Du nach der Trauernachricht von dem Tode des lieben Vaters ſo allein in Amerika biſt. Aber halt' die Ohren ſteif, mein alter Junge, ich bin ja am 1. März wieder zurück. Ich hatte bis jetzt noch keine Zeit gefunden, Dir ausführlich über alles zu ſchreiben, ſondern ließ die Todesnachricht zunächſt nur durch das Berliner Bureau der Newyorker Staatszeitung hinüberkabeln, und ich wußte ja, daß Mellow Dir das Schmerzliche in teilnahmsvoller Weiſe mitteilen würde.

Es iſt zuviel Trauer auf einmal in der kurzen Zeit, Bruder und Vater innerhalb 4 Wochen zu begraben, das iſt furchtbar ſchwer für uns alle und am ſchwerſten für die arme Mutter. Ich kam am 18. Dezember in Hamburg an und fand dort eine Depeſche von Schwager Wilhelm mit der Nachricht, daß Vater ſchwer erkrankt ſei. Da war er aber ſchon tot! Und als ich am anderen Tage mittags auf dem Lehrter Bahnhof ankam und die Geſchwiſter in tiefer Trauer auf dem Perron ſtehen ſah, da wußte ich ja gleich, daß alles zu Ende war!

Die letzten Tage und Stunden waren ſchmerzlos, das Ende ruhig und friedlich.

Kurz bevor Vater die Beſinnung verlor, muß er in ſeinen Phantaſien in die Zeit zurückverſetzt worden ſein, wo

er als junger Huſarenleutnant in Danzig bei der Eskadron des alten Tiedemann ſtand und in deſſen Gegenwart mit ſeinem Gaul über das Geländer in den Wallgraben ſprengte. Denk Dir, als Muttchen bei ihm am Bett ſaß, ſang Vater auf einmal ganz leiſe, mit geſchloſſenen Augen: „Was blaſen die Trompeten? Huſaren heraus!“ Wie oft hat er's mit uns geſungen, wenn wir als kleine Jungens mit ihm über die Felder ritten.

Ich wünſchte, ſeine Huſaren hätten's ihm übers Grab blaſen können.

Es iſt doch wirklich wunderbar, daß ich gerade noch zur Zeit zu Vaters Beerdigung kam, wo ich doch kurz vor meiner Abreiſe von Amerika noch einen Brief von ihm hatte, worin er nichts von irgendwelcher Erkrankung ſchrieb. Sie hatten mit der Beerdigung noch einen Tag länger gewartet, damit ich dabei ſein konnte. Am Tage vorm Begräbnis war eine Trauerfeier im Hauſe, bei der der liebe Vater in ſeinem Johannitermantel aufgebahrt lag. Du weißt ja, daß er den ſchwarzen Mantel ſchon immer ſein Sterbekleid genannt hatte, in dem er begraben ſein wollte. Bei der ergreifenden Trauerfeier in der Leichenhalle auf dem Lichterfelder Friedhof ſprach Schwager Paul unvergeßliche Worte und die Kapelle des Garde-Schützen-Bataillons ſpielte vor und nach ſeiner Rede ſowie auch während des traurigen Ganges zur letzten Ruheſtätte.

Seit zwei Tagen bin ich jetzt hier in Truntlack, da ich doch mit Vetter Alfred alles mögliche zu beſprechen hatte. Du kannſt Dir denken, welche Jugenderinnerungen in mir auftauchten, als ich nach ſo langer Zeit das alte Haus wieder

betrat, durch den wundervollen Garten ging, der ehrwürdigen alten Familienlinde meine Reverenz machte und mir in der Kapelle und im Ahnensaal die aus der Kinderzeit allzu bekannten Gesichter der Vorfahren wieder einmal ansah. In der äußersten Ecke des Parks hat Tante Ida ihre letzte schöne Ruhestätte gefunden. Wir standen beide tiefbewegt an ihrem Grabe, dachten alter Zeiten, und Jugenderinnerungen tauchten in uns auf.

Am 15. Februar reise ich ab und Ende des Monats sehen wir uns also wieder. Falls Dir das copy-Tragen für die Staatszeitung neben Deiner schweren Fabrikarbeit zu anstrengend sein sollte, gib es ruhig auf, Fritz, und lasse die paar Dollars Überverdienst schießen, ehe Du Dir Deine Gesundheit ruinierst.

Leb wohl für heut, mein Junge, auf baldiges Wiedersehen, ich werde Dir noch schreiben, mit welchem Dampfer ich fahre, und Du kommst vielleicht nach Hoboken an den Pier.

Dein alter Bruder.

Newyork, 31. Mai 1903.

Mein liebstes Mutterchen!

Seitdem ich Dir kurz meine glückliche Ankunft meldete, sind schon wieder einige Wochen vergangen, und nun will ich Dir heut mal einen ausführlichen Brief schreiben.

Es ist „Gräberschmückungstag" (decoration-day), ein nationaler Feiertag, von dem man drüben wohl nichts weiß. Es ist eine schöne Sitte des Amerikaners, gerade diesen Tag, den 31. Mai, dazu gewählt zu haben, um seine Toten zu feiern. Ursprünglich wurden an diesem Tage zur Erinnerung an die in den beiden Kriegen gefallenen Soldaten ihre Gräber mit Blumen geschmückt und patriotische Feiern auf den Kirchhöfen abgehalten. Auch heute noch bildet dies immer die Hauptfeier des Tages, wenn sich auch allmählich im Laufe der Jahre der decoration-day zu einer Art Totenfest oder Allerseelentag herausgebildet hat. Die Milizregimenter marschieren an diesem Tage in voller Uniform mit Musik nach den verschiedenen Friedhöfen, wo die Gefallenen ruhen. Dort finden erhebende Feiern statt und die Gräber der Soldaten werden mit Blumen geschmückt. Doch nicht nur die Kriegergräber sondern jeder, der an diesem Tage seiner heimgegangenen Lieben gedenkt, geht mit dem Schönsten, was Garten und Feld jetzt bieten, zum Kirchhof und schmückt die Grabhügel. Gerade die Feier eines solchen Tages ist ein schöner Zug im amerikanischen Volkscharakter.

Ich bin oft am Gräberſchmückungstag mit den Soldaten hinausgegangen und habe an den Feierlichkeiten teilgenommen, und heute werden Fritz und ich auch mit hinausgehen und unſerer lieben Toten gedenken. Rührend iſt mir am Gräberſchmückungstage auch beſonders der Anblick von Hunderten von Schulkindern geweſen, die zu den Friedhöfen hinauszogen, mit Blumen beladen, um ſie auf irgendeinem Grabe niederzulegen, wenn ſie ſelbſt keinen Hügel zu ſchmücken hatten.

Mir ging heute den ganzen Tag immer das Gedicht von Conrad Krez „Mein Vaterland“ im Kopf herum, ich konnte mich aber nicht mehr auf die richtigen Worte beſinnen. Mir fällt nur ein, daß ich einmal irgendwo eine ſehr gute engliſche Überſetzung davon geleſen habe, in der die Schlußworte in wunderſchöner Weiſe übertragen waren:

„And if no living soul may witness stand,
The sacred dead, within thy valleys sleeping
Shall bind me ever to my fatherland!“

Fritz hat auf meine Veranlaſſung ſeinen Nebenverdienſt als copy-Träger bei der Staatszeitung aufgegeben. Ich weiß nicht, ob ich Dir in den traurigen Tagen zu Hauſe überhaupt davon erzählt habe, liebes Muttchen, daß er dieſe Stelle bei uns angenommen hatte, um ſich noch einige Dollars mehr die Woche zu verdienen. Von unſerer Brooklyner Redaktion werden jeden Abend zweimal, um 7 und gegen 11 Uhr unſere Manuſkripte, genannt „copy“ nach der Newyorker Hauptredaktion gebracht. Nun gab damals unſer copy-boy ſeine Stellung auf und ich ſchlug Fritz vor, ob er ſich dieſen Nebenverdienſt ſichern wollte. Er nahm

es an, obgleich es wirklich nicht leicht für ihn war. Nach Schluß seiner Arbeit mußte er sofort zu uns nach Brooklyn auf die Redaktion und mit der copy nach Newyork zurück. Erst dann kam er dazu, sein Abendbrot zu essen. Um 11 mußte er dann wieder bei uns auf der Redaktion erscheinen, um zum zweiten Male unsere copy über die Brücke nach Newyork zu tragen. Dabei wurde es natürlich 12, ½1, ehe er zu Bett kam und um 5 Uhr morgens hieß es wieder raus.

Ich hatte Fritz ja schon von Deutschland aus geschrieben, er sollte das copy-Tragen bei der Staatszeitung aufgeben, wenn's ihm zu schwer würde, aber er hat es doch durchgehalten, bis ich zurückkam. Es war ja allerdings für ihn eine schöne Einnahme. Elf Dollars bekam er jetzt pro Woche in der Hutfabrik, fünf Dollars von der Staatszeitung, und außerdem nahm er noch häufig die copy für andere Zeitungen nach Newyork mit, wofür er pro Manuskript 35 Cents erhielt, so daß er an manchem Abend, wo viel zu tun war, sich noch gegen 2 Dollars extra verdiente. Er stand sich in dieser Zeit fast ebensogut wie ich, aber seine Gesundheit ist schließlich doch die Hauptsache für ihn. Auf die Dauer hätte er es nicht ausgehalten, von 5 Uhr morgens bis 12 Uhr nachts angestrengt tätig zu sein und dann nur 5 Stunden Schlaf zu haben. Der alte Gill und Willis sind mir übrigens auch zu gefährliche Freundschaften für Fritz. Willis ist ein Luftikus und Gill säuft.

Ich glaube, ich habe Dir noch nie geschrieben, daß ich hier in Newyork zu meiner großen Freude meinen alten Freund Sturtz aus Milwaukee wiederfand. Er ist bereits

seit Jahren an der Staatszeitung angestellt und es geht ihm sehr gut. Wir sind zwar nur selten zusammen, da er am Tage für die Abendzeitung arbeitet und ich während der Nacht für die Morgenzeitung. Trotzdem gelingt es mir manchmal, an seinen freien Tagen seiner habhaft zu werden. Ich fahre dann nach Jersey-City-Heights und treffe ihn gewöhnlich in einem Lokal, sehr oft in der Centralhalle. Dort habe ich übrigens eine ähnliche Existenz wie in Baltimore kennen gelernt, einen ehemaligen Offizier, der als bar-keeper funktioniert. Die alte Geschichte! Ein prächtiger, älterer, liebenswürdiger Herr, dem man den ehemaligen Offizier sofort ansieht: kleiner weißer Schnurrbart, spitz aufgedreht, stets weiß angezogen, die Nägel an beiden kleinen Fingern altmodisch 3 cm lang, stets von tadellosen Manieren, so waltet Herr v. Z. seines Amtes hinter der bar und es ist einem gar nicht auffällig, wenn er im Laufe der Unterhaltung chevalereſk sein wertvolles Etui mit Namenszug und Krone hervorzieht und seinen Gästen eine türkische Zigarette anbietet.

Übrigens ist der Name dieses ehemaligen Offiziers in dem Generalstabswerk über den Krieg 1870—71 genannt. Nach einer der großen Schlachten, an der sein Regiment teilnahm, blieb er der einzige überlebende Offizier seines Bataillons.

6. Juni. Heut muß ich Dir die recht betrübende Nachricht senden, daß Max mit seiner Pappschachtelfabrikation nicht reussiert und sein ganzes kleines Vermögen verloren hat. Seine Lage ist einerseits natürlich um so schwieriger,

weil er verheiratet iſt, andererſeits iſt ihm ſeine Kate eine ſo treue und aufopfernde Lebensgefährtin, daß er doppelt glücklich ſein kann, ſie in dieſer ſchweren Zeit zur Seite zu haben. Er bemüht ſich jetzt, auch bei einer deutſchen Zeitung anzukommen, was nicht ſchwer fallen ſollte bei einem ſo klugen Menſchen wie Max. Wenn der alte Ottendorfer noch lebte, der frühere Beſitzer der Staatszeitung, ſo wäre es nicht ſchwierig, ihn auch bei uns anzubringen. Der alte Herr war bekannt dafür, daß er beſonders ehemaligen deutſchen und öſterreichiſchen Offizieren, die ohne ihr Verſchulden Schiffbruch gelitten, bei ſeiner Zeitung eine Chance bot. Allerdings iſt niemals einer gehalten worden, wenn er ſich nicht als fähig erwies. Sinekuren gab und gibt es nicht bei dieſer größten deutſchen Zeitung Amerikas. Leider kann ich mich Maxens Intereſſen nicht ſo widmen wie ich wohl möchte, weil es mir ſeit Wochen geſundheitlich gar nicht recht gut geht. Die Nachtarbeit und das unregelmäßige Leben, das der Beruf mit ſich bringt, haben nicht gerade vorteilhaft auf meinen Geſundheitszuſtand eingewirkt; es wird ja aber alles hoffentlich nur vorübergehend ſein.

Noch eins muß ich Dir heute erzählen, liebes Muttchen, wovon ich erſt in dieſen Tagen im Preſſeklub hörte; während meiner Anweſenheit in Deutſchland hatte mir auch niemand etwas davon geſagt. Bald nach dem Tode unſeres alten Rittmeiſters Ludendorff wurde nämlich der Staatszeitung aus Berlin gekabelt, daß auf Befehl des Generals von Mackenſen die zweite Eskadron des zweiten Leibhuſarenregiments in Danzig zur Erinnerung an den verſtorbenen Rittmeiſter, der

ja bei dieſer Eskadron den Krieg mitgemacht hatte, zu einem Trauerapell antreten mußte, bei dem der General ſelbſt den Huſaren von dem Hinſcheiden des alten Soldaten Mitteilung machte. Das war wirklich eine ſchöne Ehrung für den Toten, wie auch für ſeine Angehörigen in Deutſchland.

Immer Dein treuer Sohn.

Newyork, den 20. Juli 1903.
German Hospital.

'Mein liebes Muttchen!

Dieſen Brief diktiere ich eben Fritz, der mich im Hoſpital beſucht, wo ich ſeit 14 Tagen feſt zu Bett liege. Ich war plötzlich vollſtändig mit den Nerven zuſammengebrochen. Die Sache äußerte ſich zuerſt in Erſchlaffung der Magennerven, dann wurden andere Organe mit angegriffen, vor allem meine Augen. Ich kann augenblicklich weder leſen noch ſchreiben. Es war fürchterlich, als ich eines Morgens die Zeitung leſen wollte und nur einen großen ſchwarzen Fleck vor mir ſah. Ich dachte, ich würde blind werden, aber mein Arzt, Dr. Fritz Schwyzer, der mich liebenswürdigerweiſe hier im Hoſpital als Spezialarzt unentgeltlich behandelt, beruhigte mich darüber. Er meint, das ſei nur ein neuraſtheniſches Symptom, und ich würde wieder ſehen können, ſowie ſich meine Nerven gekräftigt hätten. Er iſt aber der Anſicht, daß ich nicht länger im Hoſpital bleiben, ſondern irgendwo zur Kräftigung aufs Land gehen ſoll. Die Behandlung und Verpflegung hier im deutſchen Hoſpital iſt ja vorzüglich. Ich bin Privatpatient und die Staatszeitung bezahlt die Koſten. Fritz beſucht mich jeden Tag; außerdem kommen auch die Kollegen ab und zu, um nach mir zu ſehen.

4. Auguſt. Greenwood Lake. Seit geſtern bin ich hier in der Sommerfriſche. Die Zeitung hat mir ſo lange Urlaub gegeben bis ich geſund bin. Ich bekomme während der ganzen Zeit mein Gehalt ausgezahlt, außerdem die mir zuſtehenden Krankengelder vom Journaliſtenverein und lebe hier frei. Der Beſitzer dieſes Hotels nämlich, ein Herr Weber, iſt ein guter Bekannter von mir aus Newyork, der mich auch zuweilen im Hoſpital beſuchte. Als er hörte, daß ich aufs Land müßte, forderte er mich auf, in dieſem wundervoll am Lake gelegenen Hotel ſein Gaſt zu ſein. Bei der herrlichen Luft hier in der köſtlichen Waldeinſamkeit erhole ich mich zuſehends und kann ſogar ſchon wieder mit einer Brille leſen und ſchreiben. Meine Krankheit hat mir aber doch zu denken gegeben. Ich glaube nicht, daß ich auf die Dauer die Arbeit hier aushalten kann und werde daher energiſche Schritte tun, um mir in Deutſchland wieder eine Lebensſtellung zu verſchaffen.

Du weißt ja, daß es ſchon ſeit Jahren, noch zu Vaters Lebzeiten, mein großer Wunſch war, in Deutſchland eine Stellung im Staatsdienſt zu bekommen, und Ihr mögt nun darüber denken und ſagen, was Ihr wollt, liebes Muttchen, ich werde meine Abſichten nach dieſer Richtung hin durchzuſetzen verſuchen.

Am 15. Auguſt gehe ich nach Newyork zurück und nehme meine Tätigkeit in Brooklyn wieder auf. Ich werde ja dann auch ſoweit geſund ſein, daß die anſtrengende Nachtarbeit mir nicht ſchaden wird, — hoffen wir das Beſte!

Herzlichſte Grüße von

Deinem treuen Sohn.

Newyork, den 25. Oktober 1903.

Mein liebes Muttchen!

Glücklicherweiſe hat meine Geneſung ſeit der Rückkehr von Greenwood Lake immer beſſere Fortſchritte gemacht und ich bin jetzt wieder vollſtändig auf dem Damm. Eine dreiwöchentliche Ruhezeit auf dem Lande wirkt doch Wunder in dieſer Beziehung und ich werde es ja nun wohl ſo lange aushalten, bis ich zu Euch nach Deutſchland zurückkehre. Daß dies geſchehen wird, iſt jetzt ganz ſicher; denn ich habe vor einigen Wochen aus D. auf mein Geſuch den Beſcheid erhalten, daß ich dort jederzeit zur informatoriſchen Beſchäftigung eintreten kann, und dadurch iſt mir alſo die ſpätere Anſtellung ſo gut wie gewiß. Ich werde jetzt nur noch ſo lange hier bleiben, bis ich mir ſoviel geſpart habe, daß ich meine Reiſe und notwendige Anſchaffungen in Deutſchland davon beſtreiten kann.

Da ich ja dort bei den Verwandten wohnen werde, ſo brauche ich nur noch für mich ein monatliches Taſchengeld und auch dafür wird die mitgebrachte Summe reichen. Alſo niemand von Euch braucht ſich irgendwelche Sorgen zu machen, daß ich ihm zur Laſt fallen werde!

Mit Fritz lebe ich nach wie vor rieſig gemütlich zuſammen, und der Gedanke, daß ich ihn hier in Amerika allein laſſen muß, wenn ich nach Deutſchland zurückkehre, iſt der einzige Wermutstropfen, der in dieſen Freudenbecher fällt! Aber er

wird ſich ja bis dahin ſchon völlig hier eingelebt haben und auch ohne mich vorwärts kommen.

Seinen alten Freund Billy Gill haben ſie vor einigen Tagen in ſeinem einſamen kalten Zimmer tot auf dem Bett liegend gefunden. Der durch Whisky und Nachtarbeit geſchwächte Körper hatte das unregelmäßige Leben nicht länger aushalten können. Fritz hat ihm in den letzten Tagen ſeiner ſchweren Krankheit mit wahrhaft rührender Freundſchaft zur Seite geſtanden.

Sonnabend vor 14 Tagen war's bitter kalt. Wie gewöhnlich war Fritz mit mir zur Redaktion gekommen und hatte ſich, während ich noch arbeitete, mit dem alten Gill in Kriegsgeſpräche vertieft. Billy hatte ſchon mächtig einen ſitzen und war ſelbſt in ſehr kriegeriſcher Stimmung, die ſich darin äußerte, daß er mit jedem auf der Redaktion Krakehl anfing, ſowie Fritz ihn mal aus den Fingern ließ. Auch zu mir kam er heran und fragte ganz unmotiviert: „Do you know the Declaration of Independance?“ Als ich ihm darauf verſicherte, daß ich ſelbſtverſtändlich wüßte, was die Unabhängigkeitserklärung ſei, kommandierte er weiter: „Well, then stand up and say it!“

Da ich natürlich die unzähligen Paragraphen dieſes umfangreichen patriotiſchen Dokuments nicht auswendig konnte und auch ebenſowenig ſeinem merkwürdigen Wunſche entſprochen hätte, ſo wäre der alte Kerl möglicherweiſe in ſeiner alkoholiſch-patriotiſchen Stimmung handgreiflich geworden, wenn nicht plötzlich Fritz erſchienen wäre und ihm ganz ruhig geſagt hätte: „Now, Billy, you leave my brother alone!“ Das genügte ſofort, denn erſtens verſtand es

niemand anders wie Fritz, mit ihm umzugehen, wenn er betrunken war, und dann hatte er auch heilsamen Respekt vor Fritzens Körperkräften. Beide zogen dann ab und ich mußte an diesem Abend auf unser gemütliches Zusammensein verzichten, da Fritz nicht zurückkam.

Erst am anderen Morgen berichtete er mir, daß Billy Gill noch an demselben Abend schwer krank geworden sei und er ihn nach Hause gebracht habe. Das kalte, leere Stübchen des alten Mannes habe einen so kläglichen armseligen Eindruck gemacht, und der arme Kerl hätte in seinem Fieber so gefroren, daß er es nicht habe ansehen können. Fritz hat ihm dann gleich Chinin, zwei wollene Decken und Heizmaterial gekauft, nachdem er ihn erst noch zum Abendbrot eingeladen hatte, so daß sein Wochenlohn fast draufgegangen war; dann hat er dem alten Freund das Zimmer geheizt, ihn warm mit den Decken bestopft, ihm Medizin gegeben und ein paar Stunden an seinem Bett gesessen. Sein Geld war hin, aber ich konnte Fritz für diese Art Verschwendungssucht keine Vorwürfe machen, — es langte ja auch trotzdem für uns beide!

Von diesem Krankenlager ist der alte Gill nicht mehr aufgestanden — nun trinkt er keinen Whisky mehr!

Vor einiger Zeit war mein lieber Freund Joe Müller aus Milwaukee auf einer Geschäftsreise hier. Er hat inzwischen das Brauerstöchterlein geheiratet, das er schon lange liebte, ist in das Geschäft seines Schwiegervaters eingetreten und lebt sehr glücklich. Er kam eben aus Galveston und erzählte sehr interessant von dem Aufblühen der all-

mählich wieder neu erstehenden Stadt. Ich habe Euch, glaube ich, im vorigen Jahre gar nicht ausführlich von dem furchtbaren Unglück in Galveston geschrieben und auch Ihr in Deutschland hattet wohl nur von dem entsetzlichen Sturm gelesen. Du, liebes Muttchen, warst noch in Angst um uns gewesen, weil Du glaubtest, wir seien dadurch in Lebensgefahr geraten. Die heimgesuchte Stadt war aber Galveston im Staate Texas gewesen. Die Stadt liegt auf der gleichnamigen Insel vor der Küste von Texas im Golf von Mexiko. Eine entsetzliche Sturmflut hatte damals die ganze Stadt in einen Trümmerhaufen verwandelt. Orkan und Meereswellen fegten darüber hinweg, Tausende von Menschen unter den einstürzenden Häusern begrabend. Tausende mußten in den Häusern und Straßen ertrinken, und nicht nur Galveston ereilte dies Schicksal, sondern vielen anderen kleinen Orten an der Küste ging es ebenso. Newyork hatte der Orkan nicht gestreift; die letzten Ausläufer hatte man im Norden des Staates Newyork bei Albany gespürt. (Besinnt Ihr Euch wohl auf den Namen? Es ist das Städtchen, in dem ich auf der ersten Reise nach Milwaukee vor 11 Jahren hätte frühstücken können, wenn ich Geld gehabt hätte!) Der Gesamtverlust an Menschen in Galveston wird auf 10000 taxiert. Die Leichen konnten natürlich weder identifiziert noch begraben werden. Sie wurden einfach in großen Haufen zusammengepackt, mit Öl begossen und verbrannt. Hätte man sich die Zeit nehmen wollen, Gräber zu graben, und ordentliche Begräbnisse zu veranstalten, so wäre wahrscheinlich durch den furchtbaren Leichengeruch eine Epidemie ausgebrochen. Dazwischen wurden von der Polizei

Neger erſchoſſen, die man beim Leichenberauben und -ſchänden abfaßte; die Stadt ſtand unter Militärherrſchaft.

Das Elend war ja damals furchtbar, aber jetzt iſt, wie geſagt, aus den Ruinen wieder neues Leben erblüht. Galveſton iſt während der letzten 60 Jahre bereits dreimal von einem ähnlichen Unglück heimgeſucht worden, und immer wieder iſt es aus den Trümmern erſtanden, da es Hauptcentrum der Baumwollinduſtrie iſt, und die Handelsfacilitäten wegen ſeiner Lage ſo wundervolle ſind. Der hochherzige Edelſinn der Amerikaner hatte ſich auch bei dieſem Unglück wieder ſo recht gezeigt. Bereits nach 3 Wochen belief ſich der im ganzen Lande geſammelte Hilfsfonds auf 1 Million Dollars. Die Stadt Newyork allein hatte hierzu 300000 Dollars beigetragen. Dies alles fiel mir heute wieder ſo ein, weil Joe Müller mir ſo viel aus Galveſton erzählt hatte. Es muß wirklich intereſſant geweſen ſein, die neu erblühte Stadt zu ſehen.

Von Franz Ulonska erzählte mir Joe, daß er von ſeiner damaligen Reiſe nach Deutſchland nicht zurückgekehrt, ſondern in Köln geblieben ſei. Er will dort, wie mir Müller erzählte, ein liebes Mädchen heiraten, mit der er ſchon lange verlobt iſt. Joe war drei Tage hier, und wir haben fröhliche, alte Erinnerungen aufgefriſcht. Einmal hatte er auch Fritz zum Mittageſſen eingeladen und die beiden hatten ſich ſehr angefreundet, da ja Joe auch ſchon aus meinen Erzählungen von Fritzens abenteuerlichem afrikaniſchen Leben wußte und großes Intereſſe für ihn hatte.

In dieſem Winter werden wir übrigens auch den Hochgenuß haben, hier in Newyork einer Parſifalaufführung bei-

wohnen zu können. Wir brauchen dazu weder nach Bayreuth, noch unerschwingliche Preise zu zahlen, und das haben wir Heinrich Conried zu verdanken, dem hiesigen Direktor des Grand Opera-House, dessen Name in der ganzen Welt ja erst durch seinen Prozeß mit der Familie Wagner bekannt geworden ist. Ich kann übrigens diese sittliche Entrüstung über den sogenannten „Gralsraub" nicht verstehen. Meiner Ansicht nach ist es hochanerkennenswert, jedenfalls für die Amerikaner von großer Bedeutung, daß sie den Parsifal in vorzüglichster Besetzung und Ausgestaltung — Sachverständige erklären sogar: hervorragender als in Bayreuth — hier in Newyork hören und genießen können. Und auch weniger bemittelte Sterbliche können sich diesen Genuß verschaffen, da an einzelnen Tagen die Aufführungen zu populären Preisen stattfinden. Ob die Klagerufe sentimentaler und vielleicht tiefer als ich empfindender Gemüter: die Bayreuther „Weihe" fehle in Newyork, eine Berechtigung haben, kann ich nicht beurteilen, halte sie aber für Einbildung und Gefühlsduselei. Die vorbereitende Weihe kann mir z. B. am ewig rauschenden Meer besser ins Herz einziehen als in den verräucherten Kneipen in Bayreuth. Im übrigen glaube ich, daß es der „Cosi-Mama" bei ihrem Protest gegen die Newyorker Parsifalaufführungen weniger um die Ideale, als vielmehr die rein praktische Seite, nämlich den drohenden Geldverlust zu tun war. Wie die Gerichte über diesen Gralsraub denken, hat ja übrigens der Ausgang des Prozesses bewiesen.

So, und damit Schluß und viele Grüße

von Deinem alten Sohn.

Newyork, 20. November 1903.

Liebste Mutter!

Im vorigen Briefe hatte ich vergessen, Dir noch von einer sehr interessanten und genußreichen Reise zu erzählen, die ich als eingeladener Vertreter der Staatszeitung mit dem Brooklyner Arion Ende September machte. Der Arion wie auch viele andere größere Vereine machen nämlich jedes Jahr im Herbst eine Vergnügungsreise von 3, 4 bis 8 Tagen nach irgend einem schönen Punkt des Landes. So war der Newyorker Arion einmal 10 Tage fort, um einen trip durch den Yellowstone Park zu machen. Wir fuhren diesmal nach den „Thousand Islands", die man wirklich als eins der drei Naturwunder Amerikas bezeichnen kann. Diese sind nämlich der Yellowstone Park, die Niagarafälle und die Thousand Islands.

Schon die Reise nach den Inseln war äußerst gemütlich. Es war ein Extrazug gemietet worden, in dem wir, ungefähr 50 Personen, gen Norden dampften. Von der Endstation aus, wo wir nach einer Nachtfahrt morgens anlangten, ging's dann nach Alexandria-Bay, am St. Lawrence-River. Die Thousand Islands — genau genommen 1800 an der Zahl — liegen in malerischer und reizender Unordnung von Alexandria-Bay an bis Kap Vincent und Morris Town hier im Strome und bieten einen Anblick

von so außerordentlicher und seltener Schönheit, daß ich, der ich sie zum erstenmal sah, mich in ein Märchenland versetzt glaubte. Sie variieren in Größe und Gestalt. Die kleinsten bestehen nur aus unförmigen Felsmassen, die größten umfassen mehrere englische Quadratmeilen. Viele der Inseln gehören amerikanischen und kanadischen Millionären, die dort inmitten der üppigen natürlichen Vegetation ihre Schlösser gebaut haben, rings umgeben von prächtigen Parkanlagen, und in diesem Feenreich bringen sie die Sommermonate zu.

Wir wohnten in Alexandria-Bay in einem großen, luxuriösen Hotel und unternahmen von dort aus die schönsten Dampferfahrten. Einmal fuhren wir auch nach einem kleinen Städtchen auf die kanadische Seite hinüber und es machte mir Spaß, daß ich doch sofort bemerkte, wir waren nicht mehr in Amerika, sondern in einer typisch englischen Stadt, und zwar sah man das an der Bauart der Häuser, Anlage der Gärten und Straßen, und hörte es am Dialekt der Bewohner. In diesem Städtchen passierte eine sehr komische Geschichte.

Wir zogen nämlich alle miteinander vor das Rathaus, wo die aktiven Sänger mehrere deutsche und amerikanische Lieder sangen. Der Bürgermeister und die städtischen Beamten wurden natürlich durch den schönen Gesang aus ihren Bureaus gelockt, kamen heraus und lauschten andächtig. Zum Schluß hielt der mayor eine sehr hübsche Dankesrede und der Präsident des Arion erwiderte sie in einigen Worten. Hierbei sagte er im Scherz: „Das einzige, was uns an dem Städtchen nicht gefällt, ist die Tatsache, daß es nicht

amerikaniſch iſt!“ Einige Witzbolde unter den Arioniten hakten nun hinter dieſe Bemerkung, um ſich mit dem Präſidenten, Herrn F., einen Scherz zu erlauben. Sie brachten den guten Bürgermeiſter auf die Idee, er ſollte gegen F. einen Haftbefehl ausſchreiben und einen Schutzmann mit dieſem an den Dampfer ſchicken, um F. wegen Landesverrats verhaften zu laſſen.

Der Spaß gelang wundervoll! Als wir uns eben auf den Dampfer begeben wollten, erſchien ein policeman, der nach Mr. F. fragte und dieſem dann eröffnete, er habe ihn im Auftrage des mayor's zu verhaften. Wirklich nahm er den armen Menſchen auch einige Schritte weit mit, und dieſer Moment wurde natürlich ſchleunigſt photographiert. Eine Lachſalve von unſerer Seite zeigte dann dem Gefoppten, daß er auf einen faulen Witz hereingefallen ſei, aber er machte gute Miene zum böſen Spiel, ſogar als er nach unſerer Rückkehr die ganze Geſchichte nebſt dazu gehörigem Bild in den deutſchen Zeitungen prangen ſah!

Der ſchönſte Genuß während dieſes Ausfluges war jedenfalls der Abend, an dem wir eine Dampferrundfahrt durch und um die ſämtlichen 1800 Inſeln machten. An ſchönen Abenden werden die Parks und Paläſte der größeren Inſeln durch zahlloſe bunte elektriſche Lichte feenhaft illuminiert, bengaliſche Flammen werden abgebrannt, kleine und größere Dampfer, Segel- und Ruderboote, ebenfalls mit elektriſchem Licht, fahren kreuz und quer durch die channels zwiſchen den Inſeln hindurch. Die größeren Dampfer beleuchten ſich gegenſeitig mit Scheinwerfern, auch werden die ſchönſten Inſelpartien durch den Scheinwerfer erhellt, kurz, das Ganze

machte einen ſo zauberhaften Eindruck, wie ich ihn bisher noch nie durch die Natur verbunden mit Kunſt kennen gelernt hatte. An Muſik, Geſang und Tanz fehlte es auf unſerem Dampfer auch nicht, ſo daß man neben dem herrlichen Naturgenuß ſich auch an Bord himmliſch amüſieren konnte. An den Abenden, wo keine Partien gemacht wurden, ſaßen wir alle zuſammen in dem ſchönen Hotelpark und die Arioniten ließen deutſche Lieder über den Fluß erſchallen.

Ich mußte natürlich jeden Abend meinen Bericht an die Zeitung telegraphieren, und zwar direkt in deutſcher Sprache, was ſehr viel Umſtände machte und viel Zeit in Anſpruch nahm, da ich der Telegraphiſtin, die kein Deutſch verſtand, jedes Wort, Buchſtabe für Buchſtabe diktieren mußte. Um mir die Sache einigermaßen zu erleichtern, ſchickte ich meinen allabendlichen Bericht in Form eines Gedichtes. Die vier Tage, die im Fluge vergingen, ſind eine rechte Erholung für mich geweſen.

Habt Ihr übrigens in deutſchen Zeitungen etwas von dem wunderbaren „Propheten" John Alexander Dowie gelesen, der ſich im vorigen Monat hier in Newyork im Madison-square-garden, einer rieſigen Halle, vor den erſtaunten Newyorkern produzierte? Wohl kaum in der Ausführlichkeit, mit der wir hier das ſonderbare Treiben dieſes Heiligen haben verfolgen müſſen. Darum will ich Dir doch etwas Näheres davon erzählen. Die Handelsreligion, die dieſer hervorragendſte aller amerikaniſchen Geſchäftsleute betreibt, iſt ebenſo ein Auswuchs amerikaniſcher Frömmigkeit wie die Chriſtian Science und Carrie Nation mit ihrer Beilbrigade.

Der alte Dowie, der von seinen Anhängern auch Elias III genannt wird, ist ein Schotte, der auf Umwegen über Australien als armer Straßenprediger — auch diese sind eine typisch-amerikanische Erscheinung — nach Amerika einwanderte, und auf den Fanatismus gewisser amerikanischer Frömmler bauend, ein außerordentlich lukratives Geschäft mit seinen religiösen Reformbestrebungen anfing. Augenblicklich ist der schlaue „Prophet" Besitzer einer seit Jahren im Aufblühen begriffenen kleinen Stadt, Zion-City, im Staate Illinois, die er selbst gegründet hat. Zion-City liegt 42 englische Meilen nördlich von Chicago, am Ufer des Michigan-Sees, also ungefähr in der Mitte zwischen Chicago und Milwaukee. Dowie gründete diese Stadt, um, wie er sagte, „das Königreich Gottes auf Erden zu verbreiten". Alles, nicht nur das Familienleben, sondern auch Handel, Industrie, Erziehung und Politik, soll in dieser Stadt direkt Gott unterstellt sein. Er garantierte den Bewohnern seines „settlement", daß sie dort ein glückliches, reines und prosperierendes Leben führen, aber auch in der Lage sein sollten, Ersparnisse zu machen, ihr Geld gut anzulegen, Haus und Hof zu erwerben, kurz, er faßte den Grundgedanken seiner Lehre darin zusammen, Geschäft und Religion müssen verbunden werden.

Um seine Ideen durchzuführen, gründete er im Jahre 1899 die Zion-Land-Kompagnie, eine Aktiengesellschaft. Am 1. Januar 1900 hatte er bereits so viele Aktionäre gefunden, daß das zur Anlage der Stadt notwendige Land von 6500 acres gekauft werden konnte; im Sommer desselben Jahres wurde der zuerst in dieser heiligen Stadt erbaute Zions-

tempel eingeweiht, und ein Jahr ſpäter ſchon konnte die neue Stadt eröffnet und die vorhandenen Baupläße an Kaufluſtige vergeben werden. Noch vor Einbruch des Winters ſtanden in Zion-City bereits einige hundert Häuſer und ſeit zwei Jahren haben ſich hier tatſächlich 2000 Menſchen angeſiedelt. Im März vorigen Jahres wurde Zion-City unter den Geſetzen des Staates Illinois inkorporiert.

Bürgermeiſter und Beamte wurden auch für dieſe Stadt gewählt und von ihrem König Elias III. mit den religiös angehauchten Namen Älteſte, Evangeliſten, Diakonen und Reſtaurazioniſten uſw. benannt. Das Geld floß der Stadt bald in Hülle und Fülle zu, denn reiche Schwärmer ſiedelten ſich dort an und „business“ ſchien ſich einige Jahre lang mit der Religion aufs ſchönſte zu vertragen.

Die Grundidee bei Dowies Unternehmen ſußte auf der Bibelſtelle, Lucas 19, Vers 13, in der es bekanntlich heißt: „Handelt, bis daß ich wiederkomme“. In einer ſeiner „Botſchaften“ erklärt Dowie ſeinen Anhängern, daß nur die trägen Bekenner des Chriſtentums dieſe Worte falſch auffaſſen könnten, die nichts weiter bedeuteten, als daß die Bibel verlange, der Chriſt ſolle Religion mit Geſchäft verbinden und ſein Pfund nicht in der Erde vergraben. König Elias gedenkt daher, nur ſolche Frommen in Zion einwandern zu laſſen, die einen großen Beutel mit Geld mitbringen. Hierzu fordert er in ſeiner letzten Botſchaft mit den Worten auf: „Ich beabſichtige und wünſche es ernſtlich, daß alle Getreuen in Zion mit ihren Familien und ihrem Vermögen nach Zion-City ziehen!“ Seinen regen Geſchäftsſinn zeigt er an folgender Stelle ſeiner Bekanntmachung:

„Wir ſtehen nicht an, zu ſagen, daß es Sünde iſt für Gottes Volk, den Gottloſen zu helfen, indem ſie ihr Geld Banken anvertrauen, deren Verwalter dem wahren Chriſtentum feindlich gegenüberſtehen; ja viele von ihnen ſtehen direkt auf der Seite des Laſters! Alſo bringt euer Geld auf die Banken in Zion-City!“

Du ſiehſt, liebes Muttchen, die eigentliche Quinteſſenz dieſer kommerziellen Religion des heiligen Propheten und Stadtbeſitzers Dowie könnte man wohl in den Satz zuſammenfaſſen: „Laſſet die Dollars zu mir kommen und wehret ihnen nicht, denn ſolcher iſt das Himmelreich!

Die Dollars ſcheinen aber augenblicklich in den Banken von Zion-City knapp geworden zu ſein, denn der Prophet Elias III. hat ſich wiederum aufs Wanderpredigen begeben und will hier in Newyork neue Aktionäre erwerben oder reiche Leute veranlaſſen, ſich in Zion City anzuſiedeln. Trotz ſeines allgemein bekannten perſönlichen Reichtums iſt es doch Dowie neulich nicht erſpart geblieben, daß ihm auf der Fahrt vom Hotel nach dem Madison square garden von irgendwelchen Gläubigern, die er aus Gott weiß welchem Grund nicht befriedigt hat, die vierſpännige Equipage gepfändet wurde!

Fritz läßt Dich und die Schweſtern vielmals grüßen, ſo do I!

Dein treuer Sohn.

Newyork, 15. Januar 1904.

Mein liebes Mutterchen!

Weihnachten habt Ihr dieſes Jahr nur einen kurzen Brief von mir bekommen, weil ich beruflich ſo ſehr viel zu tun hatte und noch immer habe, da ich neben meiner Redaktionsarbeit wöchentlich mehrere Male die großen Feſte der hieſigen deutſchen Vereine beſuchen muß, was ja ab und zu ganz intereſſant iſt, aber in ſolcher Fülle doch ſchließlich zu viel wird und auf die Nerven wirkt. Konzerte, Bälle, Bierabende, Damenkränzchen, Maskeraden und Karnevalsſitzungen folgen in buntem Reigen und jeder Verein will am anderen Tage über ſeine Veranſtaltung einen längeren Lobesartikel in der Zeitung ſehen, wobei man nicht vergeſſen darf, die Namen ſämtlicher Arrangeure zu nennen.

Die Kritiken über die Konzerte müſſen natürlich immer gut ſein, und bei den großen Geſangvereinen kann man ja auch mit gutem Gewiſſen Lobendes ſagen; bei den kleineren, ſogenannten „cockroach"-Vereinen geht man mit einigen Worten darüber hinweg. Nun denkt Euch mich als Konzertkritiker! Iſt das nicht zum Lachen? Und doch iſt die Sache, bei Lichte beſehen, gar nicht ſo lächerlich, wie ſie ſcheinen mag. Wir haben bei der Staatszeitung ja einen muſikaliſch gebildeten Muſikkritiker, aber z. B. der Dirigent des Brooklyner „Arion", Arthur Claaſſen, ſieht mich viel lieber zu ſeinen Konzerten kommen, als den großen Kritiker aus Newyork.

„Sie ſind muſikaliſch und faſſen die Sache urſprünglich und inſtinktiv viel richtiger auf als ein profeſſioneller Kritiker.

Sie laſſen eben die Muſik im ganzen auf ſich wirken und ſchreiben dann, ob ſie Ihnen gefallen hat oder nicht, während die Herren Kritiker jede einzelne Nummer, auch die wirklich guten Leiſtungen, von A bis Z ſezieren, und an keiner Note etwas Gutes laſſen!“

Darin mag er ja recht haben. Was mir anfänglich an kleinen Redewendungen, die man zu ſolchen Kritiken gebraucht, noch fehlte, habe ich mir bald durch die Routine angeeignet, ſo daß ich jetzt imſtande bin, höchſt ſachverſtändig über Kompoſition, Klangfarbe und Tonfülle uſw. zu ſchreiben.

Es iſt hier eine merkwürdige Sache um das deutſche Vereinsleben. Recht bezeichnend für das geiſtig geſellige Leben der Deutſchen wie der Amerikaner hierzulande iſt die Redensart: „Wo drei Amerikaner zuſammenkommen, gründen ſie eine Kirche; wo drei Deutſche ſich zuſammenfinden, bilden ſie einen Verein.“

In amerikaniſchen Kreiſen erſetzt eben die Kirche vielfach den Verein. Sie iſt der Sammelpunkt der Gemeindemitglieder, ja in amerikaniſchen Kirchen werden ſogar Tees und geſellige Abende aller Art, Bazare und Nähkränzchen uſw. abgehalten, zwar nicht im eigentlichen Kirchenraume, aber in dem damit verbundenen Sonntagsſchulzimmer.

Doch nun noch mehr von unſerem deutſchen Vereinsleben. Man ſollte eigentlich meinen, daß die Leute ſich einem Verein anſchließen, um dort unter ſich zu ſein und eine ſchöne Geſelligkeit zu pflegen. Dabei ſind ſie aber ängſtlich darauf bedacht, daß auch die internſten Angelegenheiten des Vereins, große und kleine Vorkommniſſe, mit der peinlichſten Genauigkeit in den Zeitungen erörtert werden. Man

kann dieſe unnatürliche Notoritätsſucht nur der kleinlichen Eitelkeit zuſchreiben, daß die ſogenannten maßgebenden Perſönlichkeiten im Verein möglichſt oft ihren Namen gedruckt ſehen möchten. Dieſe Zeitungen werden dann gar nicht ſelten von dem alſo Geehrten in die alte Heimat, in das Krähwinkeldörfchen geſandt, um den ſtaunenden Spießbürgern von den geſellſchaftlichen Erfolgen des Herrn Schulze und der Frau Lehmann zu berichten, die noch vor wenigen Jahren in demſelben Dörfchen Seife verkauft oder Handſchuhe gewaſchen haben.

Hand in Hand mit dieſer Eitelkeit geht natürlich auch in vielen Vereinen eine hochgradige Protzerei, die ſich in unmotiviertem Spendieren von Champagner und in großbratſchigen Reden bei jeder Gelegenheit zeigt. Alle Achtung vor dem armen Schlucker, der hier durch harte Arbeit ein Vermögen erworben hat, und ich habe nicht etwa die Abſicht, auf das hieſige Deutſch-Amerikanertum zu ſchimpfen! Die meiſten von ihnen allen hätten es im alten Vaterland niemals zu dem gebracht, was ſie hier erreicht haben, aber gerade deshalb wäre doch ein Protzen mit dem ſo ſchwer errungenen Gelde nicht nötig; das verleidet mir zuweilen den Aufenthalt in einigen der deutſchen Vereine.

Rühmliche Ausnahmen hiervon machen einige große Vereine, wie der Brooklyner Arion, der Newyorker Arion und der Newyorker Liederkranz, ſowie der Deutſche Klub von Newyork und der von Brooklyn. Die Konzerte ſind dort erſtklaſſig, die Bälle vornehm und geſchmackvoll arrangiert, die Damen in brillanter Toilette, auf den Koſtümfeſten ſieht man die originellſten und eleganteſten Masken, die

Karnevalsſitzungen ſind von überſprudelndem Humor und zeugen von der Intelligenz der Vereinsmitglieder, die faſt ausnahmslos feine gebildete Leute ſind. Auch in einigen anderen Vereinen kann man mit Vergnügen verkehren, weil ſich dort immerhin eine ganze Anzahl reizender Menſchen findet, denen man ſich gern anſchließt.

An manchem Sonntag muß ich die Feſtlichkeiten von vier bis fünf verſchiedenen Vereinen beſuchen und über jede einen Bericht ſchreiben.

Wenn ihr nun bedenkt, daß dieſe Berichte ſpäteſtens um 11 Uhr abends in Newyork ſein müſſen, ſo könnt Ihr Euch die Hetze vorſtellen, in der ich von „Vergnügen" zu „Vergnügen" raſe!

Am letzten Sonnabend habe ich mit Fritz und einem jungen engliſchen Journaliſten einen Streifzug durch die Chineſenſtadt gemacht. Wir drei waren an dieſem Abend in ſehr übermütiger Stimmung nach Newyork gefahren, wo wir zunächſt bei Horn, gegenüber der Staatszeitung, vor Anker gingen. Während wir unſere „big balls" tranken, kam der Kollege vom Journal auf den Gedanken, eine Entdeckungsreiſe durch das dunkelſte Newyork zu machen. Willis, ſo heißt der kleine, aber mit allen Hunden gehetzte Reporter, war gerade der Richtige dazu, uns bei dieſer Exkurſion als Führer zu dienen, denn auch von den amerikaniſchen Kollegen ſind wohl bis jetzt wenige in das Innere von China-town eingedrungen.

„Boys, I know something interesting, let's make a trip through China-town!" rief er plötzlich.

In strömendem Regen gingen wir durch die bowery nach Mottstreet und dann dieses winklige Gäßchen hinab bis zum River. Rechts und links in kleinen verfallenen Häusern wohnen hier nur bezopfte Söhne aus dem Reich der Mitte. Vor einem der letzten Häuser machte Willis halt, trat ohne zu klingeln oder anzuklopfen in einen spärlich erhellten Gang, und führte uns dann weiter, über Höfe, durch Winkel, an Zäunen entlang und kam schließlich wieder an eine Tür, an die er in ganz besonderer Weise klopfte; er schien die Situation ganz genau zu kennen. Ein alter, fetter, ekelhaft aussehender Chinese mit einem Gesicht wie ein Totenkopf öffnete und grinste ihn widerlich freundlich an. Dann ging's nochmals durch drei oder vier Zimmer, zum Schluß eine Treppe hinunter in einen ziemlich großen Raum: wir waren in der Opiumhöhle angelangt. An einem Tisch in der Mitte des Zimmers saß wiederum ein chinesisches Individuum mit Totenkopfvisage, vor sich all die giftigen Rauchparaphernalien, und hier mußten wir zunächst unseren Obolus von 50 cents entrichten. In die Wände waren dicht nebeneinander Nischen gehauen, in denen Feldbetten mit Matratzen standen, und auf diesen lagen blasse Gestalten ausgestreckt, Neger und Weiße, Männer und Weiber, sogar kaum dem Kindesalter entwachsene Burschen und Mädchen.

Auf all den blassen, fahlen Gesichtern mit den stieren Augen sah man deutlich die Wirkung des Opiumrausches; das Ganze machte einen grausigen, unheimlichen, widerwärtigen Eindruck, besonders, da viele der Weiber sich in ihrer Extase fast sämtlicher Kleidungsstücke entledigt hatten.

Der in der Mitte ſitzende Oberhexenmeiſter überreichte jedem Eintretenden eine Opiumpfeife mit langem, ſchmalem Bambusrohr und großem Kopf. In dem Deckel dieſes Pfeifenkopfs iſt ein kleines Loch, das durch eine Art Kanüle mit dem Rohr in Verbindung ſteht. Nun dreht der alte Kerl ſelbſt die Opiumpille und macht ſie an einem langen eiſernen Haken im Feuer glühend. Die glühende Pille wirft er dann oben in den Pfeifenkopf, — man legt ſich hin und fröhnt dem teufliſchen Opiumgenuß, was wir der Wiſſenſchaft halber auch taten.

Nach einigen Zügen iſt dieſe Pfeife zu Ende, aber ſofort bemerkt das der Mongole, der mit ſeinen Schlitzaugen den ganzen Raum bewacht, und wirft einem gleich eine neue Pille in die Pfeife und wiederholt dies, bis der Rauſch eingetreten iſt. Wir hatten an drei Pfeifen genug, dann waren wir von dem Satanszeug ſo berauſcht, daß wir in halber Bewußtloſigkeit dalagen. Ich ermannte mich erſt, wieder aufzuſtehen, als Willis vor mir ſtand, mich anrüttelte und ſagte: „Come on, let's get out, you have got more than enough!“ Wir hatten ungefähr drei Stunden in der Opiumhöhle gelegen, und torkelten auf die Straße hinaus, wo uns die winterliche Nachtluft wieder einigermaßen zur Beſinnung brachte. Etwas mehr erholten wir uns aber erſt, nachdem wir in einem chineſiſchen Reſtaurant eine Portion des chineſiſchen Nationalgerichtes „Chy-Chy“ gegeſſen hatten. Einen böſartigen Kater hatten Fritz und ich doch den ganzen Sonntag über! Aber was tut's? Der Sonntag war uns zwar ſo ziemlich verdorben, aber wir waren um eine inter-

eſſante Erfahrung reicher. Auch hier möchte ich ſagen: „I never go there anymore!“

Abgeſehen von dieſen Opiumhöhlen iſt aber auch die Chineſenſtadt die Brutſtätte aller möglichen anderen Laſter und Verbrechen und der Schlupfwinkel der ſchlechteſten und dunkelſten Elemente der Newyorker Verbrecherwelt. Auch ein chineſiſches Theater haben wir in dieſem Viertel, das einem nur deshalb intereſſant erſcheint, weil es ſo ganz fremdartig wirkt. Auf den kahlen Brettern der Bühne hocken die Schauſpieler, Männer und Weiber nebeneinander und unterhalten ſich in ihrem chineſiſchen Kauderwelſch, von dem man natürlich kein Wort verſteht. In dem kahlen, jedes Schmuckes baren Zuſchauerraum ſtehen ſchmale Holzbänke, auf denen das Publikum ſitzt.

Was ſich in den innerſten Tiefen, in den Kellern und dunklen Gängen der verfallenen Häuſer dieſes Chineſenviertels abſpielen mag, das weiß wohl nicht einmal die Polizei im ganzen Umfange, wenn auch ſchon mancher Verbrecherſchlupfwinkel dort entdeckt worden iſt.

Nun aber genug hiervon und Schluß!

Herzliche Grüße von

Deinem treuen Sohn.

Newyork, 22. März 1904.

Liebstes Muttchen!

Wenn ich noch Offizier wäre, würde ich heute mein 16jähriges Dienstjubiläum feiern; am 22. März 88 trat ich als Fähnrich bei meinem ersten Regiment in Königsberg ein. Da ich diesen Tag nun nicht im alten Vaterlande feiern kann, so habe ich heut Vormittag mit meinem lieben Freunde Gottberg, der hier schon seit Jahren Vertreter des Berliner Lokalanzeigers ist, einen Erinnerungsschoppen getrunken. Auch er war ja Offizier und hängt noch heut voller Begeisterung an seinem alten Stande. Er ist einer von den wenigen aus unserem journalistischen Bekanntenkreise, die trotz des langjährigen Aufenthalts im Auslande und trotz aller Bewunderung für vieles Schöne im Adoptivvaterland sich ihren glühenden Patriotismus als Deutsche bewahrt haben. Und außerdem gehört er — wie auch ich — zu denen, die scherzhaft-spöttisch von den Kollegen zur sogenannten „Patrioten-Liga" gerechnet werden. Wir sind stolz auf diesen Spottnamen!, auch heute früh gedachten wir alter schöner Zeiten in der Armee und ließen die Gläser aneinander klingen auf das Wohl Deutschlands und des Kaisers.

Gottberg las mir dabei einen Artikel vor, den er in diesen Tagen für ein hiesiges sogenanntes aggressives Wochenblatt geschrieben hat, in dem er die läppischen An-

griffe auf die Worte „von Gottes Gnaden“ geißelt, die in demſelben Blatt leider von deutſcher Seite in einer der letzten Nummern gemacht worden waren.

Sein Artikel iſt ſo hübſch, daß ich Dir folgendes daraus abſchreiben möchte. Er ſagt u. a.:

> „Es lag den Königen von Preußen allzeit fern, mit papiſtiſcher Anmaßung ſich als Statthalter Gottes bezeichnen zu wollen. Sie, die mit dem eigenen blanken Stahl, den nie ein Roſtfleck trübte, ſelbſt ſich der blühendſten und herrlichſten Reiche eines auf dieſer Erde ſchufen, hätten ſicherlich ſich einen Titel wählen können, der in Menſchenohren ſtolzer und ſelbſtherrlicher geklungen hätte. In tiefſter, menſchlicher und königlicher Demut aber ſprachen ſie: Von Gottes Gnaden nur halten wir Krone und Thron. Nichts wären wir ohne Ihn, alles verdanken wir Ihm, und dies Gefühl ſei ausgedrückt, indem wir den Namen ſtolzer Lande, über die wir herrſchen, die Worte voranſetzen: Wir — „von Gottes Gnaden“.

Das iſt doch echt deutſch und echt königstreu empfunden und geſagt, nicht wahr? und ich freute mich ſo recht von Herzen über den Kameraden von der Patrioten-Liga! Es gibt viele deutſche Offiziere hier, die ſo denken und die, auch wenn ſie, wie Gottberg und ich, nicht mehr der Armee angehören, bei Ausbruch eines Krieges ſich ſofort wieder zur Verfügung ſtellen würden. Möchte das Schickſal es nur verhüten, daß dies jemals gegen Amerika wäre!

23. März. Heute abend will ich meinen Brief weiter ſchreiben; geſtern wurde ich unterbrochen, da wir plötzlich um 11 Uhr durch die Nachricht von einem Mord alamiert wurden. Gewöhnlich iſt's ja nur der Feueralarm, der uns hinaustreibt, aber ein Mord wirkt doch noch elektriſierender. Ein Neger hatte ſeine Geliebte erſchoſſen, war dann geflohen, wurde aber nach kurzer Zeit und nach aufregender Jagd durch detectives und policemen, denen wir Journaliſten uns natürlich anſchloſſen, dingfeſt gemacht, und der nächſten Polizeiwache zugeführt. Das Motiv zur Tat war Eiferſucht geweſen, und der Mann war faſſungslos, als er im Stationsgebäude der Leiche gegenübergeſtellt wurde und ſich auch ſofort als Täter ſchuldig bekannte. Er ſaß geſtern die Nacht in einer Zelle der Polizeiſtation und hat heut morgen dem Richter gegenüber ſein Geſtändnis wiederholt.

Es iſt intereſſant, wie hier die Journaliſten mit der Polizei Hand in Hand arbeiten, und nicht nur das: viele Kollegen, die ſchon lange Jahre im Beruf ſind, haben ſich durch die Praxis ſo hervorragende kriminaliſtiſche Fähigkeiten angeeignet, daß ſie vielfach bei Kapitalverbrechen früher auf der Spur der Täter ſind, als die detectives. Es herrſcht daher auch zwiſchen uns Journaliſten, die wir Außendienſt zu tun haben und den Poliziſten, Kapitänen und detectives, eine Art kameradſchaftliches Verhältnis. Oft, wenn abends wenig zu tun iſt, gehen wir zu dreien oder vieren nach der nächſten Polizeiſtation oder nach „police-headquarters“ und halten dort mit den Kapitänen bei einer guten Zigarre ein gemütliches Plauderſtündchen. Ein Polizeikapitän iſt dasſelbe wie z. B. in Berlin der Polizeileutnant; er iſt Vor-

steher eines gewissen Distrikts und hat eine ungeheure Machtbefugnis. Leider ist diese Macht unter der demokratischen Herrschaft Tammanys in Newyork seit jeher zu den unglaublichsten Übergriffen mißbraucht worden. Brandschatzung, Erpressung und Mißbrauch der Amtsgewalt waren und sind bei der Newyorker Polizei noch an der Tagesordnung. Ein Wunder ist's nicht, denn die Korruption ist seit Jahren stets von oben genährt worden.

Die Polizeiskandale, die Newyork von Zeit zu Zeit erlebt hat, sind ja in der ganzen Welt nur allzu bekannt, und auch Ihr werdet davon gelesen haben, darum will ich heute gar nicht näher auf diesen Schandfleck der Geschichte der demokratischen Partei Newyorks eingehen. Nur einiges will ich erwähnen: Jede Beförderung bei der Polizei geschieht nicht etwa nach Verdienst oder Anciennität, sondern wird erkauft. Wer vom roundsman zum sergeant aufrücken will, muß 2000 Dollars bezahlen, die Beförderung zum Kapitän kostet 5000. Das Geld geht höher hinauf, ob in die Campagnekasse oder in die Taschen der Polizeiallgewaltigen oder sogar in die der allmächtigen Führer der demokratischen Partei, — das kann wohl niemand genau sagen; diese Summen werden gern bezahlt, denn die Betreffenden halten sich durch Brandschatzung und Erpressung schadlos.

Jeder Wirt, der am Sonntag gegen das Gesetz sein Lokal offen hält, muß dafür an seinen Polizeikapitän so und soviel bezahlen. Die Inhaber öffentlicher Häuser, die gesetzlich verboten sind, müssen dem Distrikts-pantata allwöchentlich unglaubliche Summen zahlen, um ihr schändliches Gewerbe weiterführen zu können. Damit diese Seelen-

verkäufer wieder auf ihre Koſten kommen, werden die armen verkauften und durch den Mädchenhandel nach Amerika verſchleppten Geſchöpfe in der gemeinſten Weiſe gebrandſchatzt. Nach Amerika verſchleppt ſind ſie alle, und man ſieht daraus wie der internationale Mädchenhandel blüht. Amerikanerinnen findet man unter ihnen faſt nie, aber Deutſche, Franzöſinnen, Polinnen und viele aus den ſüdöſtlichen Raubſtaaten Europas.

Dieſe ſchändliche Polizeikorruption in Newyork und anderen großen Städten Amerikas wird jedenfalls noch lange dieſelbe bleiben. Die Verhältniſſe können ſich nur allmählich beſſern und zwar nur dadurch, daß das ganze Volk und namentlich die Jugend, dazu erzogen und darauf hingewieſen wird, daß der rückſichtsloſe Gelderwerb, gleichviel durch welche Mittel, daß die Korruption ſowie der politiſche Ämterſchacher etwas Schlechtes und Gemeines iſt.

Abgeſehen von dem eben Geſagten leiſtet aber die Newyorker Polizei in ihrer dienſtlichen Tätigkeit ganz Hervorragendes, die Uniformierten ſowohl wie die Detektives. Letztere haben eine ſehr ſchwere Aufgabe hier in Newyork, was ſich ſchon ohne weiteres daraus erklärt, daß hier wöchentlich Tauſende von Fremden aller Nationen landen, daß ſich Tauſende alljährlich hier in Newyork niederlaſſen, ohne daß irgendwelche polizeiliche oder behördliche Kontrolle über ihre Wohnung oder Beſchäftigung ſtattfände. Wenn auch nach den neueſten Geſetzen niemand landen darf, der gerichtlich vorbeſtraft iſt, ſo werden natürlich die meiſten Vorbeſtraften, darunter ſicherlich auch viele, die bereits im Gefängnis und Zuchthaus geſeſſen haben, trotzdem ihre

Landung bewerkſtelligen, da ihnen ja niemand anſehen kann, daß ſie beſtraft ſind und ſie hiervon auch ſelbſtverſtändlich nichts ſagen werden. Eine Meldepflicht gibt's hier nicht, daher iſt's erſtaunlich, mit welcher Findigkeit die hieſigen Detektives arbeiten, wenn es gilt, unter dieſen ſchwierigen Verhältniſſen einen Verbrecher ausfindig zu machen.

Hoffentlich intereſſieren Dich auch dieſe Polizeigeſchichten, liebſtes Muttchen! Da ich ſelbſt jetzt ſo viel mit der Polizei in Berührung komme, in Verbindung mit meiner journaliſtiſchen Tätigkeit, ſo kommen mir natürlich all dieſe Gedanken ſo in die Feder, wenn ich hier auf meiner Redaktion ſitze und an Dich ſchreibe; hier, wo immer aufregende Nachrichten in der Luft herumſchwirren, Feueralarm von Zeit zu Zeit das Zimmer durchtönt, drei Telephons permanent im Gebrauch ſind, Depeſchenboten und copy-Träger kommen und gehen, und eben auch dieſer oder jener Detektiv ſich mal blicken läßt.

Bei den äußeren Einrichtungen der Polizei iſt mir übrigens noch aufgefallen, daß die Polizeihauptquartiere, in Newyork ſowohl wie in Brooklyn, in alten, gemieteten ramshackle-Gebäuden untergebracht ſind, während faſt jedes Polizeirevier in einem ſchönen, neuen, eigenen Hauſe liegt. Die Einrichtungen auf dieſen Polizeiſtationen ſind geradezu muſtergültig zu nennen. Da kommt man von draußen zunächſt in ein großes, geräumiges Zimmer, in dem der dienſthabende Sergeant ſeines Amtes waltet, d. h. ſeine Einlieferungsbücher führt, die erſten kurzen Vernehmungen der Gefangenen vornimmt, und überhaupt jeden aus dem Publikum abfertigt, der irgend etwas anzeigen oder wiſſen will. Gleich

hinter dieſem Raum iſt das ſehr luxuriös eingerichtete Bureau des Polizeikapitäns, des Diſtriktsvorſtehers. Außerdem ſind da noch Wohn- und Schlafzimmer für die wachthabenden Poliziſten und — eine Einrichtung, die in ihrer Zweckmäßigkeit und Wohltätigkeit Nachahmung verdiente: Ein Zimmer mit mehreren Betten, in dem Kranke und halbverhungerte Perſonen vorläufig untergebracht werden können. Ich habe es ſelbſt einmal geſehen, wie ein, auf der Straße aufgefundenes baby von einem rieſigen, iriſchen Poliziſten auf die Polizeiſtation gebracht, dort, von der ſtets für ſolche Fälle anweſenden Matrone in Empfang genommen, fein ſäuberlich gereinigt, in ein weißes Hemdchen geſteckt, ins Bettchen gepackt wurde und die Flaſche kriegte!

Natürlich ſind in jedem Stationsgebäude auch Gefangenenzellen, in denen die Eingelieferten bis zum anderen Morgen untergebracht werden, dann bringt ſie der ebenfalls zu jedem Revier gehörige Polizeiwagen — genannt die Black Marie — direkt zum Polizeigericht, wo ein Polizeirichter ſofort über die kleineren Vergehen aburteilt. Da heißt's: 5 Dollars und die Koſten, 10 Dollars und die Koſten; oder 5, reſp. 10 Tage Stuhlfabrik uſw. Schwerere Vergehen und Verbrechen werden natürlich nicht ſofort erledigt, ſondern dieſe Leute kommen zunächſt in Unterſuchungshaft und dann vor den zuſtändigen Richter. Der Dienſt der Poliziſten und Patrouilleure bei Einlieferungen wird durch eine ſehr praktiſche Einrichtung außerordentlich erleichtert. Auf gewiſſen Plätzen und an Straßenecken ſtehen nämlich die ſogenannten Polizeitürme, äußerlich unſeren Litfaßſäulen ähnlich, innen hohl und zur Aufnahme eines Menſchen Raum

bietend; außerdem ist ein Telephon darin. Muß nun ein Polizist irgend eine Person festnehmen, so braucht er sie nicht nach der nächsten Polizeistation schleifen, was doch häufig mit Schwierigkeiten verbunden ist, sondern er nimmt den Übeltäter zum nächsten Polizeitürmchen, telephoniert nach dem Polizeirevier und nach einigen Minuten ist der Wagen da, der zum Beistand wenn nötig noch weitere Polizisten mitbringt. Nimmt es längere Zeit in Anspruch, bis der Wagen zur Stelle sein kann, so wird der etwa Renitente einfach so lange in das Türmchen eingesperrt.

Du kannst Dir denken, daß auch bei großen Aufläufen mit ruhestörendem Lärm, bei Wirtshausskandalen und Messerstechereien diese Polizeiwagen eine sehr praktische Einrichtung sind, da durch sie in kürzester Zeit ein größeres Aufgebot von Polizeimannschaften an den Tatort befördert werden kann.

Ich könnte Dir noch viel mehr von diesen mir so sehr interessanten Polizeieinrichtungen erzählen, aber ich fürchte nur, Dir, mein liebes Muttchen, würde es doch zu viel werden.

Nun zum Schluß, viele herzliche Grüße

von Deinem treuen Sohn.

Newyork, den 15. Mai 1904.

Mein liebſtes Muttchen!

Die Zeit rückt nun immer näher heran, die mich endgültig zur alten Heimat zurückbringt und Du kannſt Dir denken, wie ich mich nach dieſem Augenblick ſehne, und meine Freude wäre vollkommen, wenn ich nicht den armen Fritz hier zurücklaſſen müßte. Zwei Monate ſind wir ja noch zuſammen, und wollen dieſe Zeit recht ausnutzen, um möglichſt viel voneinander zu haben. Ich ſchrieb Dir ja ſchon daß meine Bemühungen um eine Anſtellung im Staatsdienſt in Deutſchland inſoweit erfolgreich geweſen ſind, als ich die Aufforderung bekommen habe, mich gleich nach meiner Rückkehr vorzuſtellen. Mir iſt noch manches unklar, wie ſich dann meine nächſte Zukunft geſtalten wird, aber alles Nähere werde ich ja drüben erfahren.

Jedenfalls ſind aber die Sachen ſoweit geregelt und in die Wege geleitet, daß ich meiner Anſicht nach keinen Fehlſchlag zu befürchten brauche. Sollte er dennoch kommen, nun — ſo verlebe ich eben einige ſchöne Monate der Erholung in Deutſchland und gehe dann Amerika zurück, wo es mir immer ein Leichtes ſein wird, als Journaliſt wieder Anſtellung zu finden. Aber, wie geſagt, ich glaube, ich kann in der ſicheren Erwartung nach Deutſchland zurückkommen, daß die neue Carriere, die ich einſchlagen will, mich auch endgültig

zum Ziele bringen wird. Die Wege ſind mir ja, ſoweit dies möglich war, durch Vaterchens lieben alten Freund und Gutsnachbarn geebnet worden, nun alſo — Volldampf voran!

Eins muß ich Dir doch ſagen, liebes Muttchen: ganz leicht wird es mir trotz aller Heimatsſehnſucht nicht, von Amerika zu ſcheiden, nachdem ich mir in vielen ſchweren Jahren das erkämpfte, was ich jetzt erreicht habe, und wie jeder Gebildete, der es hier zu etwas gebracht hat, ohne Überhebung ſagen kann, ich bin ein self-made-man im kleinen! Meine jetzige Stellung bei der Staatszeitung iſt eine Lebensſtellung und, wie Du ja weißt, eine hier in Amerika außerordentlich angeſehene, hat uns doch ſogar der Kaiſer mit ſeinen kommandierenden Generälen verglichen. Dazu kommt die Freiheit der Bewegung in jeder Beziehung, die vollkommene perſönliche Unabhängigkeit, das hohe Gehalt, das ſympathiſche Zuſammenleben mit meinen hieſigen Freunden und dem guten Fritz, — das ſind alles große Vorteile, die ich hier aufgeben muß, um dagegen etwas ganz Ungewiſſes einzutauſchen. Die Anſichten ſind in dieſen 12 Jahren im Auslande auch natürlicherweiſe vollkommen andere geworden, wenn auch der Grundzug derſelbe iſt, daß ich nämlich in jeder Beziehung ein Deutſcher und glühender Patriot geblieben bin. Schwer wird mir's werden, mich im alten Vaterlande wieder einzuleben, vor allem, mich in kleinen Dingen überall unterordnen, bis zu einem gewiſſen Grade meine perſönliche Freiheit aufgeben zu müſſen.

Dann kommt noch ein ganz nüchternes und klares Rechenexempel: Ich verdiene jährlich ca. 4500 Mark; wenn ich nicht fortginge, ſo würde mein Gehalt jetzt auf 5000 er-

höht werden, und ich könnte darauf rechnen, daß es im Laufe der Jahre bis auf 8000 Mark ſtiege. In Deutſchland muß ich erwarten, die nächſten $2^1/_2$ Jahre nichts zu verdienen, ich verliere alſo während dieſer Zeit ein Kapital von 12500 Mark. Dieſe Summe werfe ich rein weg in den Hudſon, um meiner Liebe zur Heimat willen! Viele meiner hieſigen Kollegen haben mir's ſchon Dutzende von Malen vorgehalten, wie unklug ich handle, daß ich meinem Herzen folge und nach Deutſchland zurückgehe. Sie prophezeien mir, wenn ich einige Monate drüben bin, wird genau ſo ſtark das Heimweh nach dem Adoptiv-Vaterlande in mir erwachen!, ich werde zurückkommen und mir dann Vorwürfe machen, meine Stellung aufgegeben zu haben. Arthur Claaſſen ſagte neulich im Arion zu mir: „Ich gebe Ihnen ein Jahr, dann ſind Sie wieder hier, beſtimmt!, länger halten Sie's nicht aus!"

Wie dem nun auch ſei, liebes Muttchen, — es iſt ja jetzt beſchloſſene Sache, daß ich komme, und das andere wird ſich finden.

Schade, daß Elfriede nicht mit ihrer Hochzeit bis zum Juli, bis zu meiner Rückkehr, warten konnte, ich wäre ſo gern dabei geweſen, beſonders da ich auch ſchon zu Annchens Hochzeit, die noch im alten Vaterhauſe war, nicht kommen konnte. Alſo zwei geiſtliche Schwäger habe ich nun, und beide ſitzen im Harz! Hoffentlich werde ich noch manchen fröhlichen Ferientag mit ihnen zuſammen Heimatluft und Harzluft genießen, und wieder einmal ſagen können „Prophete rechts, Prophete links, das Weltkind in der Mitten!"

Mit Freund Sturtz bin ich in letzer Zeit öfter zuſammengekommen. Auch er kann mich nicht verſtehen, daß

ich alles aufgebe und zurückgehe, wenn er mich auch um meine zukünftigen Beſuche im Harz beneidet. Ich habe ihm verſprechen müſſen, das Schloß ſeiner Ahnen dort aufzuſuchen. Er hat mir ſo oft ſchon früher bei unſerem gemütlichen Zuſammenſein den alten kernigen Harzſpruch citiert:

„Es grüne die Tanne, es wachſe das Erz,
Gott ſchenke uns allen ein fröhliches Herz.“

Damals dachte ich noch nicht, daß ſo viele von unſerer Familie einmal im ſchönen Harz „auf einem Himpel“ ſitzen würden!

In letzter Zeit ſind Fritz und ich wieder häufiger bei Max geweſen, der ja nun bereits ſeit einem Jahr als Kabel-Redakteur bei der „Jerſey Freie Zeitung“ eine gute Anſtellung gefunden hat. Dieſe Zeitung iſt das erſte Organ in deutſcher Sprache im Staate New-Jerſey und erſcheint in Newark, wohin man von Newyork ungefähr eine halbe Stunde mit der Bahn fährt. Nach den ſchweren Zeiten war es Max doch ſchließlich geglückt, in eine Lebensſtellung hineinzukommen; jetzt braucht er ſich um ſeine und ſeiner Kate Zukunft keine Sorge mehr zu machen. Seine Arbeit iſt ſehr angenehm und ſelbſtändig; er geht abends um 7 auf die Redaktion und arbeitet bis 2 Uhr morgens. Wie gemütlich kann er ſich doch jetzt ſein Leben einrichten, er hat's wohl nie vorher als Junggeſelle ſo gut gehabt. Bevor er zur Redaktion geht, ungefähr um $^1/_2 5$, eſſen ſie ihre Hauptmahlzeit, und zum Abendbrod nimmt er ſich belegte Brode mit, die ihm ſeine Kate aufs appetitlichſte zurecht macht. Zu dieſem supper läßt er ſich dann ganz ſolide ſein pitcher-

Bier holen; ich habe ihn manchmal an meinem freien Tage um dieſe Zeit auf der Redaktion überraſcht und dann ein Glas mit ihm getrunken. Wenn er früh um 2 nach Haus kommt, findet er noch einen kalten Imbis bereit ſtehen.

Max iſt ein koloſſal ſparſamer Hauswirt und weiß, ſich mit dem ſeinigen ſehr einzurichten, wobei ihm ſeine Frau getreulich hilft. Sie brauchen ſich bei ſeinem auskömmlichen Gehalt nichts abgehen zu laſſen und können, weil ſie beide zu rechnen verſtehen, trotzdem immer noch etwas zurücklegen. Er iſt der richtige Hauskater geworden, enorm ſolide; wer hätte das vor Jahren dem jungen übermütigen Offizier zugetraut! Die Verhältniſſe ändern eben den Menſchen. Wer ſich ſchwer und mühſam ſein Geld verdienen muß, der wird ſich lange beſinnen, ehe er's leichtſinnig wieder ausgibt. Monatelang darben und entbehren und dann in geregelte Verhältniſſe kommen, ſeine Wohnung, ſein feſtes Einkommen haben, das iſt der beſte Anſchauungsunterricht, um einen den Wert des Geldes zu lehren.

Was die liebe Kuſine Kate anbetrifft, ſo iſt ſie für mich ein lebendiger Beweis für den Unſinn der Behauptung: Amerikanerinnen ſind ſchlechte Hausfrauen. Eine tüchtigere, fleißigere und für das Wohl ihres Mannes bedachtere Frau wie Kate hätte er ſicherlich auch unter Deutſchen nicht finden können. Vom Morgen bis zum Abend ſieht's in der netten gemütlichen Häuslichkeit ſauber und ordentlich aus. Stets iſt der Tiſch zierlich gedeckt und die Mahlzeiten ſind auch für einen deutſchen Gaumen wohlſchmeckend.

Dabei beſorgt Kate die Hausarbeit und die Küche ganz allein; man merkt nichts davon, ſie geht ſtets adrett und

niedlich angezogen und hat nebenbei noch Zeit, ihren Mann und ihre Gäste zu unterhalten. So wie Kate sind die meisten Amerikanerinnen in dieser Beziehung, und wer die alberne Redensart von der schlechten amerikanischen Hausfrau gedankenlos nachschwätzt, ist eben nie in einer amerikanischen Häuslichkeit gewesen und kennt die Verhältnisse nicht. Manche deutsche Hausfrau — hierzulande wenigstens — könnte sich an der amerikanischen ein Beispiel nehmen, ganz besonders, was Nettigkeit des Aussehens der eigenen Person und der Wohnung betrifft. Nur einen Blick braucht man in das Badezimmer einer Wohnung zu werfen und man weiß, ob man bei Amerikanern oder bei Deutschen ist. Bei ersteren dient diese nützliche Institution wirklich ihrem Zweck, bei Deutschen ist sie vielfach nur Rumpelkammer.

Da ich hier nun mal dabei bin, liebes Muttchen, Dir etwas von den Amerikanerinnen zu erzählen, so möchte ich auch noch erwähnen, daß es nicht nur Unsinn ist, wenn man sagt, sie wären schlechte Hausfrauen, sondern es sind ebenfalls nur nachgeplapperte Redensarten, wenn man von der Oberflächlichkeit und Herzenskälte der Amerikanerin spricht. Daß sie Anmut, Chik, Grazie, Welterfahrung, Selbstbeherrschung, Takt und natürliche Liebenswürdigkeit besitzt, das wird ja gewöhnlich zugegeben, diese Eigenschaften sind es eben, die die Amerikanerin so anziehend machen. Aber ebensowenig darf man ihr Herz und Gemüt und tiefes Empfinden absprechen, wenn sie diese tiefinnersten Gemütsregungen auch nur da zeigt, wo sie liebt!

Und was nun den Flirt, das ſogenannte freie Benehmen Männern gegenüber betrifft, ſo kann auch wiederum nur der etwas Tadelnswertes darin finden, der die Verhältniſſe falſch beurteilt. Gewiß, faſt jedes Mädchen hat hier ihren Verehrer, ihren „beau“, — auch die Damen aus den beſten Familien. Dieſe Verehrer haben nicht nur das Recht, ſie in Geſellſchaften und auf Bällen, unter den Augen der Eltern oder alter Tanten anzuſchwärmen und ihnen die Cour zu machen, ſondern ſie verkehren hier mit Erlaubnis der Eltern jederzeit und an allen Orten freundſchaftlich mit ihren girls. Auch iſt es ganz gebräuchlich, daß junge Männer ihre Freundinnen, wann ſie wollen, meiſt zum five o' clock tea im Hauſe ihrer Eltern aufſuchen, ohne daß die Eltern dabei ſind oder etwas hiervon wiſſen, nicht etwa, weil die Tochter dies verheimlicht, ſondern weil es eine ganz ſelbſtverſtändliche Sache iſt.

Die Anſichten hier in Amerika ſind eben in dieſer Beziehung verſchieden von denen in Deutſchland; wer kann da ſagen, was richtig und was beſſer iſt. Ich glaube, das eine paßt wohl vorläufig beſſer für Deutſchland, das andere für Amerika!

Ein deutſches Mädchen könnte z. B. ruhig allein ins Theater gehen, die vornehme Amerikanerin würde dies nur in Begleitung eines befreundeten Herrn tun, und mit dieſem dann auch nach dem Theater — ohne auffallend oder extravagant zu erſcheinen — ein Reſtaurant beſuchen, dort mit ihm ſoupieren und ſich nachts von ihm nach Hauſe bringen laſſen. Das wäre nun der vornehmen deutſchen Dame unter keinen Umſtänden erlaubt!, und wenn ſie's doch

täte, der Sitte zum Trotz, so würde entweder fürchterlich über sie geklatscht werden, oder man würde sie als verlobt betrachten. So machen die amerikanischen Mädchen mit ihren Freunden Land-, Strand-, Segel- und Waldpartien, jeder findet das selbstverständlich, kein Mensch regt sich darüber auf, keiner sieht sie deshalb schon mit taktloser Aufdringlichkeit als künftiges glückliches Paar an — am wenigsten die Eltern selbst.

Auch wer nun etwa glaubt, daß dieser freie Verkehr von der einen oder anderen Seite gemißbraucht wird, ist sehr im Irrtum. Die Mädchen hier wissen ganz genau, wie weit sie zu gehen haben; es könnte dem jungen Herrn schlecht bekommen, der etwa aus dem natürlichen, freien Benehmen einer Dame ihm gegenüber, die er vielleicht erst eben kennen gelernt hat, schließen wollte, daß er sich Freiheiten erlauben dürfte. Ich glaube, es ist sehr die Frage, welche Art von Verkehr zwischen den Geschlechtern der gesündere, vernünftigere und richtigere ist, der in Amerika oder der in Deutschland!

Du wirst fragen, liebes Muttchen, „und was wird denn nun aus so einem Verkehr? Verlobung? Heirat? — nichts?“ Darauf kann ich Dir antworten: — zuweilen nichts, meistens aber Heirat, und dann natürlich auch ein vorhergehendes, gegenseitiges Versprechen, das aber nicht die offizielle steife Form der Verlobung, wie bei uns, hat, die der ganzen Welt bekannt gemacht wird. In Deutschland verloben sich oft die Paare, nachdem sie sich kaum kennen gelernt haben; sie haben ja auch in den meisten Fällen eben gar nicht die Gelegenheit dazu gehabt; denn wie soll man im Ballsaal, bei gelegentlichen

Geſellſchaften, bei oberflächlicher, übermütiger, beſtenfalls intereſſanter Unterhaltung die Seele eines Menſchen ergründen? Hier verſprechen ſich die jungen Leute die Ehe, nachdem ſie in der geſchilderten Weiſe lange Zeit in intimer Freundſchaft miteinander verkehrt und ſich wirklich kennen gelernt haben. Und wenn ſie dann zu der Überzeugung gekommen ſind, „wir lieben uns und wollen uns fürs Leben angehören", dann iſt das für die beiden ein ſo zartes Herzensgeheimnis, daß ſie es nicht durch gedruckte Anzeigen in die ganze Welt hinausposaunen, ſondern höchſtens ihren nächſten Anverwandten und Freunden davon Mitteilung machen. Die übrige Welt erfährt erſt durch die Einladung zur Hochzeit oder die nachherige Vermählungsanzeige von dem Herzensbündnis.

Findet nun ein junges Freundespaar nach längerem Verkehr, daß es weder für ein gemeinſames Leben, noch aus irgendwelchen Gründen zu fortdauernder Freundſchaft füreinander geſchaffen iſt, ſo geht es meiſtens in Frieden auseinander. Auch hierüber macht kein Menſch Bemerkungen, die nächſten Freunde merken es natürlich, denken ſich dies oder das, die einen bedauern es, die anderen freuen ſich darüber, aber keiner iſt ſo taktlos, irgendwelche Klatſchereien darüber zu machen.

Was ich Dir eben erzählt habe, liebes Muttchen, gilt von den vornehmen amerikaniſchen Kreiſen; es iſt infolgedeſſen kein Widerſpruch zu dem, was ich Dir früher vom ſchnellen Heiraten und ebenſo ſchnellem Auseinandergehen einmal geſchrieben habe. Das iſt ja auch typiſch amerikaniſch, kommt aber wohl nur in den unteren Schichten der Bevölkerung

vor. Hier trifft ja zuweilen der boy ein girl auf irgendeinem Tanzvergnügen im Rauſch des Augenblicks bilden ſie ſich ein, ſie könnten ihr Lebenlang nicht voneinander laſſen und gehen noch am Morgen nach dem Ball zu irgendeinem Paſtor, der ſie ſkrupellos für 5 Dollars traut. Er macht ſich nur in dem Fall durch dieſe Trauung ſtrafbar, wenn einer von beiden minderjährig iſt. Er hat aber nicht etwa die Pflicht, dies auf Grund von Legitimationspapieren zu prüfen, ſondern braucht nur das junge Paar nach dem Alter zu fragen, und muß die Wahrheit dieſer Angaben nur dann näher unterſuchen, wenn nach dem Ausſehen der jungen Menſchen zu ſchließen iſt, daß ſie die Unwahrheit geſagt haben.

Solche Ehen gehen natürlich in kürzeſter Zeit, oft ſchon nach Tagen, wieder auseinander, oder ſie werden auf Antrag der Eltern geſetzlich annulliert, weil ſie zwiſchen Minderjährigen geſchloſſen ſind. Das Unglück iſt aber in ſolchem Falle geſchehen und nicht wieder rückgängig zu machen, und die Verantwortung hierfür trifft meiner Anſicht nach in erſter Linie das mangelhafte Geſetz, zweitens den leichtfertigen Geiſtlichen. Es gibt allerdings auch nicht viele Geiſtliche, die ſich zu ſo etwas hergeben. Bei ſolchen plötzlichen Eheſchließungen iſt es ſchon oft vorgekommen, daß mangels der geſetzlich vorgeſchriebenen Trauzeugen die Frau des reverend und der Kutſcher oder Diener als ſolche fungierten.

Nun noch zu einer anderen Klaſſe von ladies, mein liebes Muttchen, denn — „ladies“ ſind ſie ja hierzulande alle! Ich möchte nämlich auf die Dienſtbotenfrage zu ſprechen kommen. Ihr deutſchen Hausfrauen klagt ſo oft über die

Dienſtbotennot, und habt es, glaube ich, wirklich nicht nötig. Hier ſind wenigſtens die neu eingewanderten deutſchen, auch holländiſchen Dienſtmädchen ein ſehr begehrter Hausartikel. Du ſollteſt aber einmal ein amerikaniſches Dienſtmädchen im Hauſe haben, da würdeſt Du Augen machen! Die tun nur genau die Arbeit, zu der ſie gemietet ſind und nichts anderes. Dabei ſind die Löhne ſehr hoch. Ein ſogenanntes „Mädchen für alles“ bekommt 4 bis 5 Dollars die Woche und freie Station; dasſelbe ungefähr bekommt ein Stubenmädchen. Eine „lady's maid“, die natürlich auch friſieren und ſchneidern kann, bekommt 7 und 8 Dollars die Woche, dasſelbe wie eine einigermaßen gute Köchin. Eine erſtklaſſige Köchin aber, eine ſogenannte „lady-cook“, die überhaupt nur in den reichſten Häuſern gehalten wird, geht nicht unter 10 bis 12 Dollars die Woche. Alle dieſe Dienſtboten haben in den meiſten Häuſern ihre beſtimmte Arbeitszeit, d. h. nach dem dinner, alſo um ſieben, acht Uhr abends, ſind ſie frei; dann können ſie ſelbſtverſtändlich ausgehen, ohne zu fragen. Wollen ſie über die Schließzeit des Hauſes hinaus fortbleiben, ſo müſſen ſie natürlich um den Hausſchlüſſel bitten, der ihnen wohl nie verweigert wird. Zieht es aber die „lady“ vor, nicht auszugehen, ſondern lieber ihren Schatz im Hauſe zu empfangen, ſo findet man auch hierbei nichts; ſie kann ruhig mit ihm in der Küche oder auf dem Hinterhof ſitzen, und ſie würde ſofort den Dienſt verlaſſen, wenn die Hausfrau etwa Einwendungen gegen dieſe Beſuche machen wollte. Eine Kündigungsfriſt gibt es nicht, weder von ſeiten der Herrſchaft, noch von ſeiten der Dienſtboten, ebenſowenig kennt man Zeugniſſe oder Dienſtbücher. Sollte eine Dame

etwa ein Mädchen beim Engagement nach Zeugniſſen fragen wollen, ſo würde dieſe ſie einfach verächtlich anſehen, kurz kehrtmachen und fortgehen. Trotz aller dieſer ſcheinbar hohen Anſprüche, die amerikaniſche Dienſtboten ſtellen, ſind die Herrſchaften mit ihnen nicht ſchlecht dran, da ſie die vereinbarte Arbeit tüchtig leiſten, beſonders, wenn ſie gut behandelt werden, was faſt ausnahmslos der Fall iſt. Die Dienſtboten haben gute geräumige Zimmer und bekommen reichlich und gut zu eſſen, nicht erſt die kalten Überreſte vom „Herrſchaftstiſch".

Dieſe Dienſtbotenverhältniſſe ſind ſehr bezeichnend für Amerika. Sie haben ihren Urſprung eben in den ganzen freiheitlichen Anſchauungen und Inſtitutionen und werden deshalb gar nicht etwa als läſtig von den Herrſchaften empfunden, im Gegenteil, man würde einen Dienſtboten als minderwertig anſehen, der ſeine Rechte nicht wahrte. Etwas von dieſen Anſchauungen nach Deutſchland übertragen, würde, glaube ich, keiner Hausfrau Schaden tun, denn bei beſſerer Behandlung der Dienſtboten würden viele Klagen überflüſſig werden.

Heute über dieſe Dienſtbotenfrage etwas zu ſagen lag mir um ſo näher, als mir geſtern Abend auf der Redaktion ein Zeitungsartikel über die preußiſche Geſindeordnung — ſage und ſchreibe vom Jahre 1810 — in die Hände fiel, der ſo wundervoll ſatiriſch, mit ſolchem Spott und ſolcher Verhöhnung der preußiſchen Geſindeverhältniſſe geſchrieben war, und der mir an einzelnen Stellen geradezu Lachkrämpfe verurſachte. Da heißt es z. B. an einer Stelle: „Die Herrſchaft darf dem Geſinde in gewiſſen Fällen eine

gelinde Züchtigung angedeihen lassen". Nun frage ich Dich, wie ist so etwas möglich, liebes Muttchen? Es ist ja nichts Ungewöhnliches, und bei den patriarchalischen Verhältnissen bei uns auf dem Lande auch wirklich nichts dabei, wenn einmal eine freche Kuh-Marjell eine Backpfeife kriegt, aber wie kann man so etwas gesetzlich rechtfertigen? Oder wenn es vor 100 Jahren Gesetz war, wie kann man es bestehen lassen?

Nun aber will ich endlich diesen Brief schließen, der eigentlich ganz ohne mein Wollen so lang geworden ist. Wenn man so auf amerikanische Verhältnisse zu sprechen kommt, so geht es immer vom Hundertsten ins Tausendste, und ich hoffe, es wird Dich auch alles interessieren, liebes Muttchen, wenn ich auch beinahe fürchten muß, daß Du wegen der Gesindeordnung anderer Ansicht bist!

Fritzens Brief vorige Woche wirst Du wohl bekommen haben, er grüßt Dich und die Schwestern mit mir herzlichst.

Dein treuer Sohn.

Newyork, 12. Juni 04.

Liebſtes Muttchen!

Den heutigen Sonntagmorgen will ich benutzen, um Dir auf Deinen letzen Brief zu antworten. Vier Sonntage ſind Fritz und ich nun noch zuſammen, und dem armen Kerl wird ſchon recht trübſelig zumut bei dem Gedanken, ſpäter ſeine Sonntage und freien Abende ohne mich verbringen zu müſſen. Geſtern Abend ſind wir früh nach Hauſe gekommen, um heute einen Morgenausflug machen zu können. Es iſt jetzt 6 Uhr und eine herrliche Sonntagsmorgenſtimmung ſtrömt zum offenen Fenſter herein. Sowie ich dieſen Brief beendet habe, gehen wir los. Wir wollen erſt an die See fahren und ſpäter einen kleinen Bummel durch den Proſpect-park unternehmen. Heute nachmittag wollen wir uns dann in demſelben Park das Konzert anhören, das vom Arion und dem Brooklyner Sängerbund zuſammen gegeben wird. Dieſe Parkkonzerte ſind eine ſehr hübſche Einrichtung und werden auch von der amerikaniſchen Bevölkerung viel beſucht. Die ſtädtiſchen Behörden begünſtigen in jeder Weiſe dieſe muſikaliſchen Veranſtaltungen in den ſtädtiſchen Parks dadurch, daß ſie Tribünen bauen, Programms drucken laſſen und die Konzerte in den Zeitungen ankündigen. In jedem Park Brooklyns und Newyorks finden während des ganzen Sommers Konzerte von deutſchen Geſangvereinen ſtatt, und beſonders

da, wo die größeren Vereine ſich hören laſſen, iſt nicht nur ein Rieſenandrang des Publikums, ſondern auch der mayor und andere ſtädtiſche Beamte finden ſich oft ein, um den Vorträgen der deutſchen Sänger zu lauſchen.

Max und Kate werden ſich wohl heute nachmittag uns beiden anſchließen, obgleich Max ſich bei dieſen muſikaliſchen Genüſſen ſtets fürchterlich mopſt. Ich habe mir ja früher auch nichts aus Chorgeſang gemacht und bin auch heute noch der Anſicht, das nichts über eine gute Regimentsmuſik geht. Seitdem ich hier aber in Newyork ſoviel in deutſchen Geſangvereinen verkehre, muß ich doch ſagen, ein gut geleiteter Chor kann durch ſeine Vorträge hinreißend wirken. Ich habe z. B. nie ſo wundervolle Leiſtungen im Chorgeſang gehört, als vor einigen Jahren bei einem großen Sängerfeſt, das der Brooklyner Arion hier arrangiert hatte. Es waren hierzu ſämtliche Geſangvereine, engliſche und deutſche, des ganzen Landes zum Wettbewerb aufgefordert worden. Der Arion hatte für die Leiſtungen der beſten Männer- und Frauenchöre, des beſten gemiſchten Chores, ſowie für die beſten Frauen- und Männerſoli bedeutende Preiſe ausgeſetzt. Von den verſchiedenen Chören mußte dasſelbe Lied vorgetragen werden und ebenſo hatten die Soliſten in den verſchiedenen Stimmen dasſelbe Lied zu ſingen. Für den beſten gemiſchten Chor war ein Preis von 1000 Dollars ausgeſetzt, und ihn errang ein engliſcher Arbeitergeſangverein aus Wilkesbarre, Pa.

Denke Dir nur, die Sänger und Sängerinnen dieſes Vereins rekrutierten ſich aus den Bergarbeitern, die in dieſem kleinen Städtchen, das mitten im Kohlenrevier liegt, angeſeſſen

ſind. Ihre Mußeſtunden widmen die Leute nur der Pflege des Geſanges, und ich muß ſagen, eine ſo hervorragende Leiſtung im Chorgeſang habe ich in meinem Leben nie gehört, und werde ſie auch wohl nie mehr zu hören bekommen. Als dieſer gemiſchte Chor von ca. 200 Perſonen an dem Abend damals das recht ſchwierige Preislied vortrug, ſtand mir vor Begeiſterung und Entzücken ordentlich das Herz ſtill! Es war nicht, als wenn 200 Perſonen, ſondern als wenn ein Menſch ſänge, ſo klappten die Stimmen zuſammen, und ſo hatte der Dirigent ſeine Sänger unterm Taktſtock. Auch der Frauenchor aus Wilkesbarre errang den erſten Preis, und der Jubel der einfachen Bergleute kannte keine Grenzen.

Zu dieſem „Arion-festival“ waren drei Preisrichter gewählt und eingeladen worden, alle drei bekannte deutſche Muſiker. Der Wettkrieg beſchränkte ſich aber nicht nur auf geſangliche Leiſtungen, ſondern es waren auch Preiſe für die beſten literariſchen Leiſtungen auf dem Gebiet der Novelle, der Ballade und des Liebeslieds ausgeſetzt. Die Preiſe für Novelle und Ballade trug ein deutſcher Paſtor Hildebrandt aus einem kleinen Landſtädtchen davon.

Die Ballade hieß „Vergeſſ'ne Helden“ und ſchilderte in ergreifender Weiſe den aufopfernden und verantwortungsvollen Dienſt, den die Heizer auf einem Kriegsſchiff im Feuer haben. Der Dichter meinte, dieſe Helden ſeien neben allen anderen vergeſſen worden, als man mit hohen Worten die Bravour der amerikaniſchen Seehelden während des ſpaniſchen Krieges geprieſen habe. Fritz und ich mußten beim Leſen dieſes Gedichtes ſoviel an ſeine eigenen Erlebniſſe denken. Er ſelbſt hat ja monatelang die Hölle im

Heizerraum ertragen müſſen, wenn auch nicht während eines Krieges.

All dieſe Tatſachen über das damalige Arionfeſt fallen mir heute ſo ein, da ich Dir von den Parkkonzerten ſchreibe. Der Arion hatte damals die Abſicht, dieſe Feſte alljährlich zu wiederholen und ſie derartig zu erweitern, daß in der Folge nicht nur Geſang und Literatur, ſondern alle ſchönen Künſte zum Wettkampf aufgefordert werden ſollten. Eine großartige Idee, die dem Verein alle Ehre machte, ſich aber leider doch nicht hat verwirklichen laſſen, denn die Unkoſten dieſes erſten Feſtes waren ſo enorme geweſen, daß ſelbſt das große Intereſſe wie der gute Beſuch von Deutſchen und Amerikanern ein beträchtliches Defizit nicht verhindern konnten.

Gleich nach dem Konzert heute nachmittag muß ich ſofort wieder zu einem anderen „Sommervergnügen", zu einem ſchwäbiſchen Volksfeſt. Die Bayern ſowohl wie die Schwaben und auch die Heſſen feiern hier nämlich alljährlich ihre Volksfeſte, ein Vergnügen, das mehrere Tage dauert. Ich muß heute bei den Schwaben den Schlußtag mitfeiern und ihnen für die morgige Zeitung einen pomphaften Artikel ſchreiben. Ein beſonderer Ulk wird heute auf dieſem Volksfeſt vor ſich gehen, der in Deutſchland neu ſein dürfte: Ein unternehmender Möbelhändler hat nämlich den Schwaben eine ganze Schlafzimmereinrichtung geſtiftet, unter der Bedingung, daß ſich ein junges Paar auf dem Feſtplatz mitten unter den von ihm geſchenkten Möbeln von einem Paſtor trauen läßt! Das iſt natürlich für den Geſchäftsmann eine ungeheure Reklame, denn alle Zeitungen berichten über dieſen Spaß. Heiratsluſtige Paare, die in dieſem ſonderbaren Milieu den Knoten

fürs Leben ſchürzen laſſen wollen, haben ſich ſo viele gemeldet, daß unter ihnen geloſt werden mußte.

Neulich wohnte ich an meinem freien Tage einer Polizeigerichtsverhandlung in Newyork bei, was mir rieſig intereſſant war. Wie ich Dir ſchon mal ſchrieb, liebſte Mutter, werden alle kleineren Vergehen hier ſofort vor dem Polizeirichter erledigt, was dem Staat viel Koſten, der Polizei viel Arbeit, und dem Publikum viel Ärger erſpart. Merkwürdigerweiſe war an dieſem Morgen ein franzöſiſches Ehepaar erſchienen, das ſich am Abend vorher in fürchterlichſter Weiſe gezankt hatte, und beide klagten gegenſeitig dem Richter über die Schlechtigkeit der anderen Hälfte. Obgleich nun in jedem Polizeigericht deutſche, polniſche, jiddiſche, ja zuweilen auch ungariſche Dolmetſcher anzutreffen ſind, ſo findet man ſelten einen franzöſiſchen, jedenfalls war in dieſem Eſſex-Market-Polizeigericht keiner anweſend. Da ſelbſtredend weder der ehrenwerte Kadi noch einer von den Poliziſten franzöſiſch verſtand, ſo ſtellte ich mich dem Richter als Journaliſt vor und meldete mich freiwillig als Dolmetſcher. Der Richter ſowohl wie die beiden Kampfhähne waren mir ſehr dankbar für meine Vermittelung, denn auf dieſe Weiſe brachte es „Seine Ehren" fertig, dem Gatten, der der Schuldige zu ſein ſchien, durch meinen Mund eine gehörige Strafpredigt zu halten, und die beiden dann mit der Weiſung nach Hauſe zu ſchicken, ſie ſollten ſich gefälligſt vertragen. Außerdem drohte er dem heißblütigen frenchman an, wenn er nicht Ruhe hielte, ſo würde er ihn drei Monate unter Friedensbürgſchaft ſtellen; in dieſem Fall hätte der Mann eine gewiſſe Summe deponieren müſſen, als Garantie dafür,

daß er ſich drei Monate lang anſtändig benehmen würde. Dieſe Maßregel wird in den Polizeigerichten häufig vom Richter bei Trunkenbolden und Weiberprüglern angewendet. Wird der Betreffende während dieſer Zeit rückfällig, ſo iſt ſein Geld futſch und er wird obendrein noch beſtraft.

Überhaupt ſpielen ſich in den Polizeigerichten oft die drolligſten, wie die rührendſten Szenen ab, und im Amt geübte Richter, beſonders in ſolchen Gerichten, wo ſie faſt nur mit ausländiſcher Bevölkerung zu tun haben, fällen oft wahrhaft ſalomoniſche Urteilsſprüche.

Neulich, als ich da war, wurde unter anderem eine Mutter mit ihrem dreijährigen Töchterchen hereingebracht, das am Abend vorher von einem Poliziſten halb verhungert in der leeren kalten Wohnung gefunden worden war, nachdem man die Mutter auf der Brooklyner Brücke aufgegriffen hatte, als ſie eben im Begriff war, über das hohe Geländer zu klettern, um ſich ins Waſſer zu ſtürzen. Nahrungsſorgen hatten die Frau zu dem verzweifelten Schritt getrieben. Der Richter ſprach ihr nicht nur Mut und Troſt zu, ſondern griff in die Taſche und gab dem armen Weibe 10 Dollars und eine Anweiſung an die Armenkommiſſion, die wohl dann für das Weitere geſorgt haben wird. Zur Beſeitigung der erſten bitterſten Not war dies aus eigener Taſche geſpendete Geld doch eine unſchätzbare Wohltat für die Frau. Derartige Großmut und Herzensgüte von ſeiten der Richter ſind in hieſigen Polizeigerichten gar nichts Seltenes; ich glaube, man kann auch hierzu wieder ſagen: Das iſt typiſch amerikaniſch!, wo anders in der Welt kann ſo etwas kaum vorkommen.

Nachdem dann noch so ein Dutzend Radaubrüder, Trunkenbolde, Fenstereinschmeißer und andere kleinere Übeltäter mit 5 resp. 10 Dollars, oder so und soviel Tagen Stuhlfabrik bestraft worden waren, gab's als Krönung dieser Gerichtsverhandlung zum Schluß eine Trauung. Es erschien nämlich ein junges Mädchen mit ihrem unehelichen Kinde, die den ebenfalls anwesenden Vater des „non support" beschuldigte. Der junge Bursche erklärte alles mögliche, er hätte keine Arbeit gehabt, hätte so viel gezahlt wie er konnte, es würde aber jetzt alles besser werden, da er eine gute Stellung gefunden hätte und das Kind sollte keine Not mehr leiden.

„Wieviel verdienst Du, mein Sohn?" fragte der Richter.

„Zwölf Dollars die Woche, your Honor." Und dann zu dem Mädchen: „Kannst Du arbeiten, mein Kind?"

„Yes, your Honor."

„Schön, wenn Ihr Euch also lieb habt, warum wollt Ihr Euch dann nicht verheiraten?"

Hierauf zuerst etwas erstaunte Gesichter von beiden Seiten, denn auf diese Wendung hatte wohl keiner von ihnen gerechnet. Dann gelang es aber dem gütigen und vernünftigen Richter, die beiden Menschen seinem Vorschlag geneigt zu machen, und — now and there — wurde die Trauung von ihm vollzogen. So etwas ist doch auch köstlich, nicht wahr, liebes Muttchen? Derartige interessante Vorführungen kann man hier tagtäglich in den meisten Polizeigerichten erleben, und ich würde öfter hingehen, wenn ich Zeit dazu hätte.

13. Juni. Heute will ich meinen Brief kurz beendigen. Als ich gestern nacht, oder vielmehr heute früh um 3 von der Redaktion kam, fand ich eine vergnügt-wehmütige Korrespondenz von Fritz vor. Er ist den Abend über in Newark bei Max und Kate gewesen, wo auch Rolfs und andere gemeinschaftliche Freunde von uns, ein Herr Schneider und Frau, eingeladen waren. Sie haben viel von meiner bevorstehenden Rückkehr nach Deutschland gesprochen, und Fritz damit das Herz recht schwer gemacht. Max und Schneider, so schreibt Fritz auf seinem Zettel, hätten mich beneidet, während Rolfs der Ansicht ist, daß ich bald wieder zurück sein werde. Na, die Zukunft wird's ja lehren, liebes Muttchen!

Ich muß jetzt auch allmählich an meine Abschiedsbesuche denken und will noch heute vormittag zu einer lieben Familie Prengel gehen, wo wir beide manchen vergnügten Abend verlebt haben, und wo Fritz auch später, wenn ich fort bin, stets freundlich aufgenommen werden wird.

Dies ist nun mein letzter längerer Brief, liebes Muttchen, meine Abreise werde ich Dir noch kurz anzeigen.

Hoboken, 11. Juli 1904.

Herzliebe Mutter!

Die Stunde des Abſchieds von Amerika — vorausſichtlich für immer — iſt nun gekommen, und mit gemiſchten Gefühlen ſitzen wir alle: Fritz, Max und Kate und die andern Freunde hier in Hoboken im Hotel beim Abſchiedstrunk. In einer halben Stunde geht der Dampfer, und einige Tage vor meiner Ankunft in Hamburg wird dieſer Brief in Deinen Händen ſein.

Sie tun alle ſo, als wenn ſie ſehr vergnügt wären, und doch, ich merk's ganz genau: alle gedenken in dieſem Augenblick der Heimat und wünſchen, an meiner Stelle zu ſein, wenn's auch nur wäre, um mal wieder zum Beſuch hinüber zu fahren. Fritz ſitzt ſtill da, redet faſt kein Wort, ſagt nur ab und zu mit tieftraurigem Blick: Proſt!

Was ſoll er auch weiter ſagen? Über oberflächliche Dinge zu ſprechen, iſt uns in dieſer Stunde ganz unmöglich und über alles, was unſere Herzen bewegt, haben wir uns in den letzten Tagen vollkommen ausgeſprochen. Und ich ſelbſt? — Liebes Muttchen, meine Stimmung läßt ſich ſchwer wiedergeben! Es zieht noch einmal ſo manches von dem an meinem geiſtigen Auge vorüber, was ich in dieſen 12 Jahren in Amerika durchkämpft habe, und da kann ich heute nur ſagen: was mir auch jede Stunde während dieſer ganzen Zeit hier gebracht hat, — es war alles wertvoll!

Jeder von den Freunden hat mir eine kleine amerikaniſche Fahne, the star-spangled banner, mitgebracht; die ſollen mit der ſchwarz-weiß-roten Flagge zuſammen in der Heimat mein Zimmer ſchmücken.

Wenn mir auch dieſe Zeit, die ich unter dem Sternenbanner gelebt habe, für immer eine Erinnerung ſein wird, die nie wieder aus meinem Leben ausgelöſcht werden kann, ſo ſoll doch heute das letzte, was ich von amerikaniſchem Boden aus an Dich ſchreibe, ausklingen in die Worte:

„Deutſchland, Deutſchland über alles,
Über alles in der Welt!“

Verlag von C. A. Schwetschke und Sohn in Berlin W. 35.

Dr. **Christian Rogge:**

Freuden und Leiden eines Feldsoldaten.

Kulturbilder aus dem deutsch-französischen Kriege 1870—1871.

Preis: Geheftet 2,50 Mk., gebunden 3,50 Mk.

Franktireurfahrten

und andere Kriegserlebnisse in Frankreich.

(Freuden und Leiden des Feldsoldaten. Band 2.)

Kulturbilder aus dem deutsch-französischen Kriege 1870—1871.

Nach eigenen Erlebnissen im Infanterie-Regiment Prinz Louis Ferdinand von Preußen (2. Magdeburgisches) Nr. 27.

Preis: Geheftet 2,50 Mk., gebunden 3,50 Mk.

Jeder Band ist in sich abgeschlossen.

Neue Preußische (Kreuz-)Zeitung: Der Verfasser wurde 1870 unmittelbar aus dem Hörsaal der Halleschen Universität zu den Waffen gerufen und hat als Unteroffizier im 27. Infanterie-Regiment am ganzen Kriege teilgenommen. Außerordentlich anschaulich und fesselnd, mit vielen kleinen Zügen und oft mit köstlichem Humor, erzählt er seine Erlebnisse vom Ausmarsche an, seine Teilnahme an den Kämpfen in Lothringen und in der Champagne, an der Schlacht von Beaumont, der Belagerung von Paris, den Zügen gegen die Franktireurs und seinen Aufenthalt im Lazarett.

Aus dem Tagebuch eines Arztes.

Feldzugsskizzen aus Südwestafrika.

von

Dr. H. von Ortenberg,

Kaiserl. Oberarzt a. D.

Mit 22 Abbildungen.

Preis: Geheftet 3 Mk., gebunden 4 Mk.

Liebe Erinnerungen an schöne und trübe in der „vielgeschmähten Sandwüste" verlebte Stunden.

Tana-Baringo-Nil.

Mit Karl Peters zu Emin Pascha

von

Adolf von Tiedemann,

Major a. D., vormals im großen Generalstab.

Volks-Ausgabe. Mit 1 Porträt.

Preis: Geheftet 3 Mk., gebunden 4 Mk.

Herr von Tiedemann war der einzige meiner Begleiter, der Karl Peters auf seiner Emin-Pascha-Expedition faßte. Er ist daher auch der Einzige, der genau über die Begebenheiten unterrichtet ist, und aus diesem Grunde ist seine Schilderung der Emin-Pascha-Expedition augenblicklich von großer Bedeutung. Aber auch ganz abgesehen von dem Zusammenhang mit der Affäre Peters hat das Buch, das interessant und lebendig geschrieben ist, Anspruch, in den weitesten Kreisen bekannt zu werden, denn es handelt sich hier um ein Stück Kolonialgeschichte.

Verlag von C. A. Schwetschke und Sohn in Berlin W. 35.

Der Kaiser * Ein Charakterbild Wilhelm II. von Dr. Paul Liman.

Mit einer Photogravüre.

Preis: Geheftet 5 Mk., gebunden 6.50 Mk.

Inhalt: Vorwort — Von Gottes Gnaden — Frei von Fesseln — Der Kaiser in der Debatte — Reisen und Feste — Die Reden des Kaisers — Die Bismarcktragödie — Bundesfürsten, Kanzler und Minister — Der Kaiser und die Parteien — Kaiser und Heer — Kaiser und Flotte — Weltpolitik — Religion, Kunst und Wissenschaft — Schluß.

Rhein.-Westf. Zeitung: Frei von jedem Byzantinismus und Servilismus, mit der Liebe des freien Mannes hat ein nachdenkender Künstler hier ein Bild unseres Kaisers gemalt, an dem jeder königstreue, unabhängige Mann seine Freude haben muß.

Hohenzollern

von

Dr. Paul Liman.

Preis: Geheftet 5 Mk., in Leinenband 6 Mk.

Inhalt: Vorwort — Das Herrschertum — Das Alte stürzt — Steigende und sinkende Tendenzen — Auf der mittleren Bahn — Nacht und Morgenröte — Pose und Anmut — Absolutismus — Der Philosoph von Sanssouci — Agonie — Das neunzehnte Jahrhundert — Beschränktheit und Phantasie — Schluß.

Reichsbote: Dr. L. hat sich, wie das Buch beweist, in die preußische Geschichte mit liebevoller Hingebung vertieft und hat, geleitet von deutsch-nationaler Gesinnung, unbestechlichem Wahrheitssinn und ehrlicher Gerechtigkeit, die Personen und Leistungen aller Hohenzollern in dem Milieu ihrer Zeit ... geschildert Er erweist sich als Schüler von Treitschke in nationaler Gesinnung ... Es ist ein geistvolles Buch, dessen Lektüre auch durch seine schöne Diktion einen hohen geistigen Genuß bereitet ...

Fürst Bismarck nach seiner Entlassung

von

Dr. Paul Liman.

Mit einem Lichtdruck.

Neue vermehrte Volksausgabe.

Preis: Geheftet 3 Mk., gebunden 4 Mk.

Inhalt: Vorwort — Otto von Bismarck — Was den Kaiser von Bismarck schied — Seine Entlassung — Die ersten Kämpfe — Im Sturme — Huldigungsfahrten — Bismarck und der Hof — Der 80. Geburtstag — Letzte Kämpfe — Bismarck daheim — Die Seinen — Schluß.

Akadem. Blätter: Auf lange Zeit hinaus wird das Buch das wertvollste sein, das über den letzten Teil von Bismarcks Lebenswerk berichtet.

Die Revolution

von

Dr. Paul Liman.

Preis: Geheftet 5 Mk., gebunden 6 Mk.

Unter stetem Ausblick auf die Vorgänge in Rußland gibt der Verfasser in seinem Buche eine Psychologie der geschichtlichen Revolutionen, der großen geistigen, sittlichen und sozialen Umwälzungen im Leben der Menschheit. Als ihre Repräsentanten erscheinen ihm vor allem Jesus von Nazareth, Luther, Cromwell, Robespierre und Bismarck, deren geschichtliche Stellung er in seiner ganz neuen Beleuchtung und unter einer Fülle von ganz eigenartigen Gesichtspunkten würdigt. Das Buch soll keine pragmatische Geschichte geben, und doch stellt es das ganze Ringen der Menschheit und die Zeiten der großen Entscheidungen in farbenprächtiger Weise plastisch vor Augen.

Druck von A. W. Hayn's Erben in Potsdam.